

FASTENPREDIGTEN 2026 IN MARIA LAACH



Diese Reihe der Fastenpredigten findet in
Kooperation mit der Katholischen
Erwachsenenbildung im Bistum Trier statt.



KATHOLISCHE
ERWACHSENENBILDUNG
IM BISTUM TRIER



Alle Fastenpredigten zum Nachhören finden Sie auch auf
unserem Substack-Kanal: <https://marialaach.substack.com/>



FASTENPREDIGTEN 2026

Mittwoch, 18. Februar

Abt Dr. Mauritius Wilde OSB

Mittwoch, 25. Februar

Generalmajor Ansgar Meyer

Mittwoch, 04. März

Dr. Angela Merkel

Mittwoch, 11. März

Pater Maximilian Krenn OSB

Mittwoch, 18. März

Christian Wulff

Mittwoch, 25. März

Bruder Paulus Terwitte OFMCap

Mittwoch, 01. April

Eva Maria Welskop-Deffaa

Bildnachweise:

Bild Ansgar Meyer: „Bundeswehr Koblenz“

Bild Christian Wulff: „Fotografin Laurence Chaperon“

Bild Br. Paulus Terwite: „Max König“

Bild Eva Maria Welskop-Deffaa: „Caritas“

VORWORT

Liebe Leserinnen und Leser,

die Fastenzeit ist eine Zeit des Innehaltens. Sie lädt uns ein, den inneren Lärm leiser werden zu lassen, damit hör- und wahrnehmbar wird, was neu werden will und wo der nächste Schritt liegt. Innehalten ist die Voraussetzung dafür, Orientierung zu finden – ganz persönlich, aber auch im Blick auf die Gesellschaft.

Bei der Reihe der Fastenpredigten gab es dafür 2026 in Maria Laach im dritten Jahr in Folge einen besonderen Rahmen: Sieben Wochen lang kamen jeden Mittwoch in unserer Abteikirche Menschen aus Kirche, Politik und Gesellschaft zu Wort.

Wir Mönche von Maria Laach schauen voller Dankbarkeit auf diese Fastenpredigten zurück. Nicht nur, dass uns gesellschaftlich bedeutende Persönlichkeiten die Ehre gegeben haben; besonders dankbar sind wir für die Art und Weise, wie sie sich auf den Rahmen unserer klösterlichen Liturgie eingelassen haben. Ihre Predigten waren eingebettet in die Vesper und haben die Heilige Schrift mit Blick auf die Themen unserer Zeit ausgelegt.

Keine dieser Predigten blieb dabei an der Oberfläche. Jede hat auf ihre Weise tiefer zum Nachdenken angeregt: über Verantwortung und Haltung, über Hoffnung und Zusammenhalt, über die Frage, wo wir als Gesellschaft stehen, wohin wir gehen und gehen wollen.

In diesem Heft finden Sie die Texte der Fastenpredigten des Jahres 2026, wie sie in der Abteikirche gesprochen wurden. Mögen sie über die Fastenzeit hinaus zum Innehalten anregen und neue Orientierung geben.

Neben den Predigerinnen und Predigern, die diese Reihe mit ihren Impulsen geprägt haben, gilt unser Dank auch den zahlreichen Besucherinnen und Besuchern, die durch ihre Präsenz, ihr Mitfeiern und ihr aufmerksames Hören diesen Predigten einen Resonanzraum gegeben haben – vor Ort in der Abteikirche wie auch in den digitalen Formaten. Ebenso danken wir der Katholischen Erwachsenenbildung im Bistum Trier für die Unterstützung und verlässliche Zusammenarbeit.

+ Mauritius

Abt Dr. Mauritius Wilde OSB



Mittwoch
18. Februar 2026

Abt Dr. Mauritius Wilde OSB
Benediktinerabtei Maria Laach

Meine lieben Schwestern und Brüder,

am Aschermittwoch ist alles vorbei. Doch die Ausgelassenheit hat vielen von uns sicher gutgetan: mal alle Grenzen fahren zu lassen, mal alle Selbstkontrolle. Man spürt, welches Potenzial in einem ist.

Jetzt kommt traditionell wieder die Zeit, in der wir Christen versuchen, uns etwas einzuschränken, um wesentlicher zu werden, mehr zu uns zu kommen und um unnötigen Ballast abzuwerfen.

Oft hört man in letzter Zeit, dass die Menschen weniger Geld in der Tasche haben als früher, sich weniger leisten können. Das hat mit der Pandemie begonnen, setzte sich mit der Inflation fort und wird nun verstärkt durch die aktuelle wirtschaftliche Situation in unserem Land. Wohl ist nicht jeder von uns davon betroffen, aber sicherlich auch nicht wenige. Man kann sich vielleicht keinen zweiten Urlaub mehr leisten oder der Urlaub muss kürzer ausfallen. Man kann nicht mehr so einfach so oft essen gehen, und man macht sich generell Gedanken, wie es weitergehen wird – auch über die Generationengerechtigkeit. Meine Generation hatte in der Regel schon etwas weniger als meine Eltern, die nächste fragt sich, wer ihre Altersvorsorge bezahlt.

Liebe Schwestern, liebe Brüder, ich will Sie nicht langweilen oder beunruhigen mit diesen Dingen, auf die Sie Ihre eigene Sicht haben. Aber ich möchte eine Antwort darauf versuchen, die aus der Benediktsregel stammt. Es ist ja schon interessant, dass dieses kleine Buch über 1500 Jahre lang den Mönchen einen Weg gezeigt hat, der heute noch funktioniert. Schauen Sie mal – es ist ein kleines Taschenbuch, gibt's immer noch.

Ich lese einmal daraus vor. Im Kapitel 34 heißt es unter der Überschrift: „Ob alle im gleichen Maß das Notwendige erhalten sollen.“ Zitat: „Es steht geschrieben: Jedem wurde zugeteilt, was er nötig hatte. Damit sagen wir nicht, dass ein Ansehen der Person gelte – das sei fern –, aber man nehme Rücksicht auf Schwächen. Wer darum wenig braucht, danke Gott und sei nicht traurig. Wer aber mehr braucht, demütige sich wegen seiner Armseligkeit und überhebe sich nicht wegen einer Vergünstigung. So werden alle Glieder im Frieden sein“, schreibt Benedikt.

Der heilige Benedikt weiß, dass wir alle Bedürfnisse haben. Spirituell leben heißt nicht, unsere Bedürfnisse zu leugnen, sondern im Gegenteil, sie anzunehmen und dafür zu sorgen, dass sie befriedigt werden. So soll auch Benedikts Gemeinschaft funktionieren: Jedem wurde zugeteilt, was er nötig hatte. Wenn wir einem Menschen Dinge wegnehmen, die er wirklich nötig hat, dann wird er in gewisser Weise zu Recht aggressiv und wehrt sich. Gott sorgt für alle Menschen. Deshalb soll auch in der Gemeinschaft dafür gesorgt werden, dass jeder bekommt, was er braucht.

Der heilige Benedikt aber fährt fort, und das ist entscheidend: „Wer aber wenig braucht, danke Gott und sei nicht traurig.“ Das ist ein spannender Gedanke. Ja, es ist das Ideal, das Benedikt vom Mönch hat: weniger brauchen ist das Bessere. Ich brauche Dinge – okay, das ist klar. Aber je weniger ich brauche, desto dankbarer kann ich sein. Man soll nicht traurig sein, wenn man weniger braucht, sondern man kann sich glücklich schätzen.

Das ist tatsächlich ein diametraler Unterschied zu unserem gegenwärtigen Wirtschaften, das ja darauf beruht, dass es besser ist, mehr zu brauchen. Das Wohlbefinden der Gesellschaft wird schließlich unter anderem auch daran gemessen, wo der Konsumklimaindex steht – das heißt, wie viel wir verbrauchen. Und da gilt: je mehr, desto besser. Das Ideal ist, möglichst mehr zu brauchen, mehr zu haben. Wenn wir nicht mehr brauchen und nicht mehr haben als unser Nachbar, sind wir vielleicht traurig.

Benedikts Ideal ist natürlich religiös-spirituell begründet. Er will, dass wir unser Herz nicht an die Dinge hängen, sondern an Gott. Er weiß, wie leicht einen Dinge bestimmen können. Mit dem Besitz ist es so eine Sache: Manchmal besitzen wir ihn nicht, sondern er besitzt uns. Jesus sagt einmal: „Eher gelangt ein Kamel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher ins Himmelreich.“ Jesus hat nichts gegen Reiche – im Gegenteil, er liebte sie, wie zum Beispiel den reichen jungen Mann.

Auch Benedikt hat nichts dagegen, wenn man mehr braucht. Es ist eine Realität, dass wir Menschen unterschiedlich viel brauchen – der eine mehr, der andere weniger. Doch Benedikt fügt dann noch etwas hinzu: „Wer aber mehr braucht, demütige sich und überhebe sich nicht wegen einer Vergünstigung.“ Damit sagt er: Wenn du es brauchst, sollst du es haben. Du sollst dir nur nichts darauf einbilden, dich nicht überheben. Du brauchst wohl mehr – du kriegst es. Sei nicht traurig, sei demütig, wenn du realisierst, dass du mehr brauchst.

Die Fastenzeit ist eine ideale Gelegenheit, darüber nachzudenken, was wir wirklich brauchen – nicht nur für die Mönche. Mein Mathematiklehrer sagte mal: „Was braucht der Mensch schon zum Leben? Einen Sack Reis und einen Eimer Wasser.“ Okay, das ist vielleicht ein bisschen zu spartanisch. Aber gehen Sie mal Ihre Wohnzimmern durch: Was brauchen Sie wirklich? Und noch schlimmer – gehen Sie einmal auf den Dachboden oder in Ihren Keller. Brauche ich wirklich alles, was da steht und liegt?

Wie fühlt es sich stattdessen an, wenn ich ausmiste? Ich werde leichter. Es fühlt sich gut an. Je weniger ich brauche, desto besser. Ich habe wieder Luft und Raum für Wesentliches. Ich werde freier. Selbst wenn ich im alltäglichen Getriebe gar nicht merke, wie mich die Dinge besetzen, so kann der Besitz doch auch zur Last werden.

Das lateinische Wort für Überfluss ist „luxuria“ – Luxus. Luxus sind also die Dinge, die ich nicht

unbedingt brauche. Eigentlich sind sie überflüssig. Sie sind zwar „nice to have“, aber nicht „must have“. Aus der Sicht Benedikts wäre es grotesk, sich seines Luxus zu rühmen.

Es ist sicher gut, ein paar wenige Dinge zu haben, die wirklich überflüssig sind – einfach aus Spaß an der Freude. Gefährlich wird es aber für die Seele, wenn unser Herz und unsere Gedanken sich daran hängen, wenn sie darum kreisen: Wie kann ich den Reichtum noch mehr? Es ist ja nie genug. Die Dinge haben auch diese Eigenschaft, uns nicht wirklich, vollends und dauerhaft zu befriedigen. Ich brauche immer mehr von ihnen, immer wieder anderes, immer wieder Neues.

Liebe Schwestern und Brüder, wenn ich Ihnen diesen benediktinischen Weg vorstelle – auf dem Hintergrund dessen, dass viele von uns weniger Möglichkeiten haben, weil wir weniger Geld zur Verfügung haben –, dann soll das nicht zynisch gemeint sein nach dem Motto: Du hast weniger, sei doch froh, dass du weniger brauchst. Es soll eher unsere Resilienz stärken. Wenn wir uns darauf konzentrieren, was wir wirklich brauchen, sind wir freier und zufriedener und arbeiten uns nicht ab an Dingen, die wir gar nicht wirklich brauchen.

Natürlich gelingt das auch den Mönchen nicht immer. Benedikt schreibt: „Ein Mönch soll zwar dauernd ein Leben führen, wie man es in der Fastenzeit zu beobachten hat; weil aber nur wenige dazu die Kraft haben, raten wir, dass alle miteinander wenigstens in diesen Tagen der Fastenzeit ihr Leben in lauterer Reinheit bewahren.“ Das könnte auch für alle von uns ein Impuls sein: Nutzen wir diese Zeit, um uns einzuschränken – freiwillig und eben nicht aus Zwang, weil wir keine andere Wahl mehr haben.

Das Ganze hat auch eine gemeinschaftliche und gesellschaftliche Dimension. Wenn die einzelnen Menschen zufrieden sind, dann ist auch Friede in der Gemeinschaft. Wenn wir also dafür sorgen – das weiß Benedikt –, dass jede und jeder hat, was er braucht, und wenn wir gleichzeitig empfehlen, dass jeder hergibt, was er nicht braucht, hat das einen zweifach positiven Effekt: Zum einen sind alle freier und zufriedener, zum anderen aber reicht es leichter für alle, weil weniger gehört wird.

Das Horten und die Gier sind es, die die Gemeinschaft schädigen. Heute könnten wir vielleicht auch sagen: das Streben nach Besitzstandswahrung. Vieles geht wohl in unseren Tagen nicht wirklich voran, weil jeder festhält an dem, was er hat. Das ist verständlich. Man will keine Privilegien verlieren, will das Niveau halten, man will nicht absteigen. Wenn man das Gefühl hat, dass die Zeiten schwieriger werden, möchte man eine möglichst gute Ausgangsposition für die Zukunft haben. Solange noch etwas da ist, will man auch noch etwas vom Kuchen haben.

Das war wahrscheinlich in Benedikts Kloster auch nicht viel anders. Die Mittel waren und sind auch in einem Kloster begrenzt. Wie erreiche ich also, dass alle – oder mehr oder weniger alle – zufrieden sind? Im Mikrokosmos Kloster ist es wie in der Gesellschaft: Was man verbraucht, muss irgendwer erarbeitet haben. Und was ich brauche, ist nicht nur meine Privatangelegenheit, sondern hat eine Wirkung auf die anderen. Besitz bringt Verantwortung mit sich.

Liebe Schwestern und Brüder, ich schlage hier keine neue Wirtschaftsordnung vor. Ich wüsste nicht, wie eine bessere aussehen sollte, ohne dass man wieder in einer Ideologie landet. Ich

teile mit Ihnen nur, wie Benedikt in einem begrenzten Umfeld das Problem zu lösen versucht. Doch hier gibt es einen wesentlichen Unterschied: Ins Kloster gehe ich freiwillig. Niemand zwingt mich. Ich nehme also diese neue Ordnung – weniger brauchen ist besser – aus freien Stücken an. Ich weiß, worauf ich mich einlasse.

Und die Motivation ist ganz klar: Ich tue das nicht aus Weltverachtung, nicht aus Masochismus, nicht, weil ich grundsätzlich keinen Besitz mag, sondern ich tue es für Christus. Ich tue es in der Nachfolge Christi. Das Vorbild für die Klostergemeinschaft ist die Urgemeinde. Wir haben davon gerade in der Apostelgeschichte gehört. Die ersten Christen – so schildert es zumindest Lukas – waren ein Herz und eine Seele. Es gab keinen unter ihnen, der Not litt, heißt es da. Denn alle, die Grundstücke oder Häuser besaßen, verkauften ihren Besitz, brachten den Erlös und legten ihn den Aposteln zu Füßen. Jedem wurde davon so viel zugeteilt, wie er nötig hatte.

Es ist dieser eine Geist – der Geist Jesu, der Glaube an Jesus Christus, der sich selbst für uns hingegeben hat –, der diesen Gemeinschaftssinn in der Urkirche ermöglichte. Mit Blick aber auf die ganze Gesellschaft kann man diese Art von Gemeinschaftssinn jedoch nicht von allen Menschen verlangen, so wie das der Kommunismus versucht hat.

Wenn aber wenigstens wir Christen, soweit wir das können, etwas mehr nach diesem Prinzip leben würden, dann hätte das eine positive Ausstrahlung auf die anderen, auf die ganze Gesellschaft. Denn es ist beeindruckend, wenn wir jemandem begegnen, der freiwillig weniger braucht oder sogar abgibt und damit zufrieden ist und dankbar ist. Und es ist beeindruckend, wenn jemand viel hat, weil er es braucht, dabei aber bescheiden und demütig bleibt. Das könnte Kreise ziehen. So könnten wir Christen Salz der Erde sein.

Doch kehren wir noch einmal zu unserem individuellen Leben zurück. Es bleibt die Frage: Was brauche ich wirklich? Natürlich ist neben den materiellen Dingen anderes mindestens so wichtig. Was ich wirklich zum Leben brauche, ist ein Sinn im Leben und Liebe. Was wären all die Dinge, wenn ich nicht Liebe erfahren würde und Liebe geben könnte?

Daher gehört nach Jesu Worten traditionell zum Fasten auch das Almosengeben – tätige Liebe. Wie befriedigend ist es, wenn wir aus reiner, nicht berechnender Liebe hergeben: unsere Zeit, unser Geld, unsere Dinge – vielleicht an jemanden, der es nötiger hat als wir selbst. Vielleicht an jemanden, der es wirklich braucht – und dabei das Gefühl der Dankbarkeit haben.

Darum, liebe Schwestern und Brüder, möchte ich mit einem konkreten Vorschlag schließen: Gehen wir wieder einmal durch unsere Wohnung, den Keller, den Dachboden, das Bankkonto. Und immer, wenn ich etwas finde, das ich hergeben könnte, das ich nicht mehr brauche oder noch nie gebraucht habe, können wir ein kleines Stoßgebet sprechen: „Danke, Herr, dass ich das nicht mehr brauche.“ Und immer, wenn ich etwas finde, das ich noch brauche, können wir Gott danken, dass wir es haben, dass wir es haben können, und beten: „Danke, Gott, für diese Vergünstigung.“

Ich wünsche Ihnen und uns allen eine frohe und gesegnete Fastenzeit.



Mittwoch
25. Februar 2026

Generalmajor Ansgar Meyer
Kommandeur des Zentrums
Innere Führung der Bundeswehr
in Koblenz

Vater Abt,
sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schwestern und Brüder,

ich darf Ihnen zunächst die herzlichsten Grüße des Generalinspektors ausrichten, den nur ein Angriff auf seine Gesundheit von der Teilnahme an diesem Gottesdienst fernhalten konnte. General Breuer hatte sich sehr auf den Besuch hier im Kloster Maria Laach gefreut – einem Ort der Ruhe und eine wohltuende Bremse nach der Münchner Sicherheitskonferenz und der Teilnahme an mehreren Abschnitten der derzeit laufenden NATO-Großübung. Für die erhoffte Pause sorgten nun anders als geplant – und sicherlich deutlich unangenehmer – die Viren, die ihn an sein Bett fesseln.

Für mich ist es eine Ehre und besondere Gelegenheit, in seiner Vertretung in einer Fastenpredigt Gedanken mit Ihnen teilen zu dürfen, die General Breuer und viele Angehörige der Bundeswehr, so auch mich, in diesen Tagen bewegen.

Wir alle wissen, wie nötig es ist, regelmäßig anzuhalten, innezuhalten.

Aber wir wissen auch, wie schwer es ist, sich wirklich daran zu halten, abzubremesen, anzuhalten, einzukehren. Aus diesem Grund sind wir hier, und es tut wirklich gut, hier zu sein – abseits vom Verkehrslärm des Alltags, ob auf der Überholspur oder im Stau.

Denn durch das Stillwerden, in der Stille, können wir vieles besser wahrnehmen, besser hören oder auch auf vieles besser hören: auf das, was uns wirklich wichtig ist – unsere Werte zum Beispiel, unsere Bedürfnisse, aber auch unsere Grenzen.

Vater Abt, Sie haben vergangene Woche in Ihrer Fastenpredigt geschildert, wie der benediktinische Weg unsere Resilienz stärken kann. Weniger brauchen ist besser. Wenn wir reduzieren auf das, was wir wirklich brauchen, haben Sie gesagt, dann sind wir zufriedener und freier. Reduzieren auf das Wesentliche, auf das, worauf es ankommt.

In den Streitkräften sagen wir: einen Schwerpunkt bilden. Und das passiert ja oft aus einer Zwangslage heraus – im Krieg zum Beispiel. Denken wir an die Menschen in der Ukraine. Für sie

geht es schlicht darum zu überleben, darum, als Land, als Gemeinschaft zusammenzustehen und der russischen Aggression standzuhalten. Reduzieren, unnötigen Ballast abstreifen, konzentrieren auf das Wesentliche und dadurch resilienter werden.

Doch was bedeutet eigentlich Resilienz? Gesellschaftliche Resilienz ist die Fähigkeit einer Gesellschaft, Krisen und Belastungen zu überstehen, sich anzupassen und bestenfalls gestärkt daraus hervorzugehen.

Putin hat erkannt, dass dies die wahre Stärke der ukrainischen Bevölkerung ist. Er beißt sich im wahrsten Sinne des Wortes an der militärischen Front bei den tapferen ukrainischen Streitkräften die Zähne aus und wendet die Wucht seiner Angriffe auf die Quelle dieses Widerstands: die Zivilbevölkerung. Männer, Frauen, Kinder, die der erbarmungslosen Kälte – zum Teil ohne Strom, Wasser und Heizung – ausgesetzt sind und Nacht für Nacht Ziel tückischer Angriffe von Drohnen und Raketen sind.

Bei einer Informationsveranstaltung für Kommandeure und Kompaniechefs Ende letzten Jahres berichtete General Breuer von seinem letzten Besuch in der Ukraine. Er besuchte Charkiw, etwa 35 Kilometer hinter der Frontlinie, und er fühlte sich wie in jeder anderen westlichen Stadt – nicht wie Dresden 1945 oder so ähnlich, sondern mit einer Porsche-Niederlassung wie in Berlin. Die Douglas-Filiale, so berichtete General Breuer, glänzte fast noch heller als hier bei uns. Die Menschen im Park hörten Musik, lachten, freuten sich über die springenden Delfine im Delfinarium. Und General Breuer hörte diese Menschen sagen: „Wir machen das nicht trotz des Krieges, sondern der Krieg unterbricht ab und zu unsere Normalität.“ Der Krieg unterbricht ab und zu unsere Normalität.

Dieser einfache Satz, die schlichte, fast wegwerfende Bemerkung drückt Resilienz aus. Die Menschen in Charkiw lassen es nicht zu, dass jemand anderes bestimmt, was ihre Normalität ist. Sie lassen sich nicht verbieten, was ihnen etwas wert ist. Sie lassen sich ihre Werte, ihr Gewohntes, ihr liebgewonnenes Leben nicht verbieten. Die Menschen in der Ukraine werden in dieser für sie existenziellen Lage ja eigentlich täglich zu etwas gezwungen, zu dem uns gerade die Fastenzeit einlädt: zu einer Unterbrechung.

Zu einer Zeit, in der wir Gewohntes hinterfragen, in uns gehen, die Schichten um uns herum Stück für Stück abschälen, um auf den Kern zu kommen. Und dieser Kern macht uns aus. Das sind unsere Überzeugungen, unsere Werte, unser Werteverständnis: Menschenwürde, Glaube, Hoffnung, Liebe, Nächstenliebe, Solidarität, Gerechtigkeit. All die Werte, die Putin mit Füßen tritt. Werte, für die es sich lohnt einzustehen – mit all unserer Kraft, ja, auch mit unserer Kraft, unserer gemeinsamen Kraftanstrengung.

Denn Putins Absichten enden nicht an den Ländergrenzen der Ukraine. Sein Krieg der Zerstörung ging gestern in das fünfte Jahr. Er dauert schon länger als der Krieg der Sowjetunion gegen Nazideutschland. Und Putin will mehr. Putin will dem Westen eine andere Ordnung aufdrängen – seine Ordnung, seine Werte, seine Überzeugungen.

Deswegen geht es heute auch für uns darum, die Art und Weise zu verteidigen, wie wir leben und wie wir in Zukunft leben wollen. Das ist weit mehr als den Status quo zu bewahren. Wir müssen heute die Voraussetzungen dafür verteidigen, dass wir unsere Zukunft weiter in Frieden

und Freiheit gestalten können. Beides gehört untrennbar zusammen in unserem Wertekanon.

Liebe Brüder und Schwestern, die Fastenzeit ist nicht nur eine Zeit des Reduzierens und des Schälens, sie ist genauso eine Zeit des Teilens, des Gebens.

Soldaten verpflichten sich zum Geben. Wir stellen uns in den Dienst der Gesellschaft – und zwar ab dem Moment, in dem wir schwören oder geloben, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen. Wir Soldaten dienen der Gesellschaft, unserer Gemeinschaft. Doch das reicht heute nicht mehr. Es reicht nicht mehr, dass nur wir das tun. Verantwortung für Sicherheit, Frieden und Freiheit kann nicht – darf nicht – allein auf uniformierten Schultern liegen.

Nach einem Vortrag, den ich zu diesem Thema vor zwei Wochen vor einem großen zivilen Auditorium hielt, diskutierten wir sehr intensiv darüber: Müssen wir uns vorbereiten? Auf was müssen wir uns vorbereiten? Sind wir eigentlich bedroht? Denn die unmittelbare, diese physische Bedrohung spüren wir ja nicht. Und doch wollen wir unser Leben, unsere Werte bewahren.

So stehen auch wir, steht auch unsere Gesellschaft vor der Frage: Was ist es uns wert? Was sind wir bereit zu geben? Zeit, Aufmerksamkeit, die Bereitschaft, mit anzupacken, persönlich zu handeln, Verantwortung selbst zu übernehmen, Mut zu zeigen. Unsere Sicherheit, unseren Frieden und unsere Freiheit zu verteidigen, ist eine Aufgabe für jede und jeden von uns. Unser gemeinsamer Orientierungspunkt.

So sah es auch der ehemalige Bundeskanzler Konrad Adenauer, der zu Maria Laach eine ganz besondere Beziehung hatte. Als Adenauer vor 70 Jahren zur Vereidigung der ersten Soldaten der Bundeswehr nach Andernach kam, sagte er: „Die wachsame Bewahrung der Freiheit ist eine gemeinsame Aufgabe aller Staatsbürger. Sie beginnt bereits im persönlichen Bereich und muss unser gesamtes staatliches Leben durchziehen.“

Und genau das ist ja auch unser christlicher Weg. Wir zucken nicht unbeteiligt mit den Schultern und warten, bis es ein anderer richtet. Als Christen haben wir ein anderes Verständnis von Gemeinschaft. Wir fassen Mut, indem wir auf Gottes Beistand vertrauen – selbst und gerade in Krisenzeiten.

„Fürchte dich nicht, denn der Herr, dein Gott, ist mit dir überall.“ Diesen Mut hatte Adenauer damals hier in Maria Laach neu gefasst, vielleicht auch wiederentdeckt. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatte er für gut ein Jahr Zuflucht hier in dieser Abtei gefunden, bei seinem Schulfreund Abt Herwegen. Und das eine Weihnachtsfest, das er hier mit seiner Familie verbrachte, in völliger Abgeschiedenheit und Bescheidenheit, muss ihn besonders geprägt haben.

Seiner Frau Gussie soll er danach einen prägenden Satz gesagt haben, der ihr fortan fest im Gedächtnis blieb: „Mit Gott ist der Verfolgte stärker als ohne Gott selbst der mächtigste Verfolger.“ Darauf sollten wir uns auch in dieser Zeit der Zeitenwende besinnen: dass wir unsere wahre Stärke aus unserer Gemeinschaft und dem Glauben an Gott ziehen können und dass wir genau diese Stärke jetzt brauchen, um unsere Werte zu verteidigen.

Wir müssen zusammenstehen, gemeinsam Stärke zeigen, um den Frieden zu wahren und unsere Werte in Freiheit zu leben. Konrad Adenauer, der hier vor seinen Verfolgern Zuflucht und Schutz gefunden hatte, fasste diesen Gedanken in seiner Weihnachtsansprache als Bundeskanzler 1952 unter dem Titel „Glauben an den Sieg des Lichts“ in gewohnt prägnanter Kürze in einem Satz zusammen: „Friede ohne Freiheit ist kein Friede.“

Gott schenke uns die Stärke, die Quelle der Resilienz, miteinander und füreinander für den Frieden in Freiheit einzustehen.

Amen.

Mittwoch
04. März 2026

Dr. Angela Merkel
Bundeskanzlerin a.D.

Lieber Abt Mauritius, liebe Brüder, liebe Gemeinde,

ich freue mich, heute mit Ihnen zusammen über den Bibeltext aus dem Brief des Apostels Paulus an die Römer nachzudenken, der hier in der Kirche in der Fastenzeit in der Werktagsvesper gelesen und von verschiedenen Personen interpretiert wird.

Es handelt sich – wir haben sie eben schon gehört – um die Verse 1 und 2 aus dem 12. Kapitel des Römerbriefes, und ich wiederhole sie auch noch einmal:

Ich ermahne euch also, Brüder und Schwestern, kraft der Barmherzigkeit Gottes, euer Leben als lebendiges, heiliges und Gottes wohlgefälliges Opfer darzubringen als euren geistigen Gottesdienst. Und gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene.

Ich habe bei der Beschäftigung mit diesem Text zuerst einmal versucht, mich in die historische Situation hineinzusetzen, in der er geschrieben wurde. Ich möchte einfach besser verstehen, wie das Christentum Schritt für Schritt zu einer weltumspannenden Religion wurde, wissend, dass ich Laiin und keine Historikerin oder Theologin bin. Ich bitte deshalb auch um Verzeihung, wenn mir mögliche Fehler oder Fehlinterpretationen unterlaufen.

Paulus schreibt diesen Brief im Jahr 57 oder 58 nach der Geburt Christi. Er war auf seiner dritten Missionsreise und hielt sich in Korinth auf. Jesus war bereits mehr als 25 Jahre tot. Paulus war wenige Jahre nach Jesu Tod zum Christentum bekehrt worden und begann danach, andere Menschen zu überzeugen, sich ebenfalls dem Christentum anzuschließen.

Ab Mitte der 40er Jahre des ersten Jahrhunderts ging er dazu auch auf Missionsreisen außerhalb des jüdischen Siedlungsgebietes, unter anderem nach Zypern, Syrien, Griechenland und in die heutige Türkei. Als Paulus den Römerbrief schrieb, hatten sich schon viele christliche Gemeinden gegründet, so auch in Rom.

Der Gemeinde in Rom sandte er das heute als Römerbrief bekannte Schreiben, weil er eine Missionsreise in das entfernte Spanien plante und dabei in Rom Zwischenstation machen wollte. Mit diesem Brief wollte er die Gemeinde auf seine Ankunft einstimmen und den römischen Christen deutlich machen, wie er den christlichen Glauben verstand.

Die Anregung, zu versuchen, mich in die Lage der Christen damals hineinzusetzen, habe ich bei meinen Besuchen in Pompeji bekommen, die mich jedes Mal unglaublich fasziniert haben. Vielleicht erging es manchen von Ihnen, die auch schon einmal dort waren, auch so.

Dieser ausgegrabenen Stadt verdanken wir, dass wir uns heute ein ziemlich gutes Bild davon machen können, wie die Menschen im ersten Jahrhundert, also auch Ende der 50er Jahre des ersten Jahrhunderts, als die Christen in Rom Paulus' Brief erhielten, also vor fast 2000 Jahren lebten.

Ausgangspunkt dafür, dass wir uns das heute anschauen können, war eine Naturkatastrophe. Im August des Jahres 79 verschwand die Stadt Pompeji durch Lavaausbruch des Vesuvs unter der Asche des Vulkans. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts wurde damit begonnen, sie wieder auszugraben.

So können wir dort heute große Teile einer römischen Stadt aus dem ersten Jahrhundert nach Christus bewundern, und zwar genau in dem geschäftigen Zustand, in dem seine Bewohner von den glühenden Lavarückständen überrascht und in ihnen eingeschlossen und damit konserviert worden waren.

In Pompeji sieht man nicht nur Tempel für die römischen Götter, sondern man kann durch das gesamte Straßensystem wandern, vollständig erhaltene Villen betreten, die Funktionsweise der Badehäuser für die Bewohner bewundern – und in Straßengaststätten für die Ärmern mit noch sichtbaren Fladenbrot, Suppentöpfen und Weinamphoren schauen.

Und man sieht auch etwas, worüber in der Geschichte selten gesprochen wurde: die gedrängten, armseligen Unterkünfte der Sklaven in den Villen und Häusern und die Spuren ihrer schweren Arbeit.

Und wenn man sich etwas in die Lebenswelt hineinversetzt, wird klar: Auf der einen Seite hatten die römischen Bürger, zumindest die männlichen, das Recht auf Eigentum, politische Beteiligung und gerichtlichen Beistand und lebten oft in beträchtlichem Wohlstand. Dieser beruhte allerdings darauf, dass es Sklaven gab, die gnadenlos ausgebeutet wurden.

Mehr noch: Die allermeisten Sklaven wurden nicht einmal als menschliche Geschöpfe angesehen, sondern wie „sprechende Sachen“ betrachtet. Sie waren Menschen, die die Römer auf ihren beständigen Eroberungszügen gefangen nahmen und dann zu Hause verkauften. Sie wurden zum Eigentum des Käufers. Man sprach ihnen die Menschenwürde einfach ab.

In Rom herrschten damals zu Pompeji vergleichbare Lebensverhältnisse, nur war die Stadt größer und noch geschäftiger.

In diese hierarchische Gesellschaft platzte nun die neue Lehre von Jesus als Sohn des einen Gottes der Juden hinein, der für alle Menschen gestorben war und der sich schon zu Lebzeiten für all die eingesetzt hatte, die nach bisherigen Glaubensregeln ausgegrenzt waren: Frauen, Ehebrecherinnen, Kranke, geistig Behinderte, Zöllner und Aussätzige.

Christen verkündeten nach dem Tod Jesu, dass für Gott alle Menschen gleich waren. Das stand

im krassen Gegensatz zum gängigen Leben der Menschen in Rom.

In dieser Situation schreibt Paulus an die Christen in Rom eine Ermutigung und Bestärkung: „Gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens.“

Und ich glaube, Paulus konnte das auch besonders glaubwürdig tun, weil er ja eine Verwandlung erlebt hatte – von einem Nichtchristen zu einem Christen, von Saulus zu Paulus.

Ich verstehe das so: Nicht die römischen Götter sind es, auf die ihr hören sollt, sondern auf den einen Gott, der seinen Sohn für euch geopfert hat. Ihr sollt alle Menschen gleich behandeln. Ihr sollt neu denken. Das ist der Dienst an Gott. Das ist euer wohlgefälliges Opfer.

Ihr müsst euch für euer Leben verwandeln lassen, anders werden, Gewohntes infrage stellen.

Er ermutigt die Christen, alle Menschen in die Gemeinde aufzunehmen, Bürger und Sklaven gleichermaßen. Das erregte Anstoß, bedeutete die zeitweise Verfolgung der Christen und erforderte von denen, die sich zu Jesus bekannten, mutiges Handeln.

Paulus bestärkte die Christen in Rom, sich von diesem Weg nicht abbringen zu lassen. Christ zu sein war eine Lebensaufgabe.

Und für uns heute bedeutet das: Um Christ zu sein, reicht es nicht, manchmal eine Kerze anzuzünden oder Geld zu spenden, zum Gottesdienst zu gehen oder zu beten. Das ist ein wichtiger Teil des Glaubens. Aber der christliche Glaube ist mehr. Er ist ein permanenter Auftrag.

Paulus verlangt nur eines, aber das mit aller Konsequenz: zu prüfen, was Gottes Wille ist. Dabei soll uns das Leben Jesu nicht nur eine Orientierung sein, sondern Hoffnung geben, durch eigenes Handeln die Dinge zum Besseren zu wenden.

Ich empfinde Paulus' Aufforderung, sich nicht der Welt anzugleichen, sondern sich durch neues Denken zu verwandeln, für uns heute als genauso spannend und fordernd, wie es wohl für die römischen Christen vor fast 2000 Jahren gewesen sein muss.

Die Fastenzeit ist ein Teil des Jahres, in dem wir ganz bewusst darüber nachdenken sollten, was der Wille Gottes ist.

Fasten – darunter verstehe ich zweierlei: Zum einen, auf etwas zu verzichten, was dazu führt, dass wir aus dem gewohnten Lebenstrott herausfinden und uns so zum Nachdenken über unser Leben zwingen.

Und Fastenzeit bedeutet für mich zum anderen, sich Zeit zu nehmen für Dinge, die lange liegen gelassen wurden und nun endlich einmal erledigt werden müssen, obwohl sie vielleicht schwierig oder sehr unangenehm sind.

Aus beidem können neues Denken und verändertes Handeln erwachsen.

Und mit dem Ende der Fastenzeit, mit der Auferstehung Jesu und dem Osterfest, erleben wir, welche Hoffnung uns daraus erwachsen kann.

Ein solches Innehalten in der Fastenzeit erscheint mir in unserer heutigen Zeit besonders notwendig. Sind doch gerade in den letzten Jahren für uns so viele scheinbare Gewissheiten ins Wanken geraten. In solchen Zeiten kann schnell die Hoffnung schwinden, dass sich alles zum Besseren wendet. Deshalb brauchen wir neue Orientierung. Wir müssen uns unserer geistigen Grundlagen wieder bewusst werden. Genau daraus kann neue Hoffnung entstehen.

Christ sein ist eben kein fester Zustand, nichts Statisches, sondern ein andauernder Prozess, eine Lebensaufgabe. Permanent strömt auf jeden von uns Neues ein. Wir sind aufgefordert, in dieser Welt, in der sich gerade so viel ändert, Stellung zu beziehen, uns einzubringen, Meinungen auszutauschen und Kompromisse zu finden, um zu gemeinsamem Handeln zu kommen.

Das gilt für Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder. Das gilt für Großeltern, für das, was sie ihren Enkeln mit auf den Lebensweg geben. Das gilt für den Umgang mit Freunden und mit Menschen, mit denen wir im Streit liegen. Das gilt für Menschen, die als Vorgesetzte Verantwortung für ihre Mitarbeiter haben. Das gilt für jeden, der bei seiner Tätigkeit anderen Menschen begegnet. Das gilt auch für Politikerinnen und Politiker, die Entscheidungen zu treffen haben, die weit in die Zukunft reichen und viele Menschen im eigenen Land und auf der Welt betreffen.

Wenn ich Paulus richtig verstehe, macht er uns Mut und erwartet von uns mutiges Handeln. Christ sein ist keine Bank zum Ausruhen. Christ sein ist eine permanente Aufforderung, die eigenen Gaben zum Wohle anderer einzusetzen.

Die gute Nachricht dabei ist, dass wir auf Gottes Güte hoffen können, dass wir nicht perfekt sein müssen, dass wir Fehler machen dürfen und dennoch von ihm als Menschen angenommen sind. Was wir nicht dürfen, ist, unsere Fehler und Unzulänglichkeiten als Entschuldigung dafür zu nehmen, am besten gar nichts zu tun.

Die Freiheit des Menschen besteht nicht darin, den Glauben als sanftes Ruhekitzel zu verstehen, sondern darin, Verantwortung zu übernehmen.

Was bedeutet das konkret? Lassen Sie mich drei Herausforderungen nennen, vor denen wir heute stehen und auf die wir Antworten finden müssen – zuerst natürlich Politikerinnen und Politiker, aber auch jeder Einzelne.

Erstens ist da die geopolitische Lage, die uns vor völlig neue Herausforderungen stellt. Dabei möchte ich heute nicht auf das eingehen, was uns in den letzten Tagen besonders beschäftigt – den Krieg im Nahen Osten, die militärischen Schläge Israels und der USA auf das Terrorregime im Iran –, sondern ich möchte mich auf das konzentrieren, was uns seit Februar 2022 umtreibt.

Vor vier Jahren hat Russland unter Führung von Präsident Putin die Ukraine angegriffen. Das ukrainische Volk leidet. Die territoriale Integrität eines souveränen Staates wurde verletzt und damit die gesamte europäische Nachkriegsordnung erschüttert.

Es ist richtig und wichtig – und in unserem eigenen Interesse –, dass wir die Ukraine gegen diese Aggression unterstützen, militärisch, aber auch mit der Bereitschaft zu diplomatischen Initiativen. Dann kann gelingen, was wir wollen, dass Russland den Krieg nicht gewinnt und somit die Ukraine als souveräner Staat in Frieden und Freiheit eine Zukunft hat.

Durch den russischen Angriffskrieg in der Ukraine hat sich auch unsere Bedrohungssituation massiv verändert. Durch die zweite Präsidentschaft von Donald Trump in den USA steht auch die jahrzehntelange Partnerschaft mit den Vereinigten Staaten nicht mehr auf demselben Fundament, wie wir das immer gekannt haben.

Auf Europa und auch auf Deutschland kommen völlig neue Aufgaben zu. Wir müssen mehr Geld in unsere innere und äußere Sicherheit investieren. Das bedeutet unter anderem, dass unsere finanziellen Ressourcen in der Gesellschaft neu verteilt werden müssen.

Das ist zuerst ein Auftrag an die Politik, aber es verlangt auch etwas von den Bürgerinnen und Bürgern: Sind wir alle miteinander willens, uns an der daraus entstehenden Debatte, wie diese Neuverteilung gerecht gestaltet werden kann, zu beteiligen? Oder lehnen wir einfach jeden Vorschlag einer Veränderung des Status quo ab, wenn er uns betrifft, und zeigen stattdessen auf die anderen? Oderbürden wir die Kosten durch immer mehr Schulden nachkommenden Generationen auf?

Ich bin überzeugt: Christen müssen sich konstruktiv in diese Debatte einbringen.

Zweitens: Die sogenannten sozialen Medien und die daraus immer neuen Möglichkeiten der künstlichen Intelligenz rufen nach Regeln für ihre Nutzung, damit sie dem Menschen dienen und ihn nicht überrollen. Die Politik muss diese Regelungen durchsetzen, Leitplanken für das Wirken der Unternehmen schaffen.

Haben wir als Gesellschaft die Kraft, solche Regelungen zu unterstützen, auch wenn andere auf der Welt das nicht tun? Sind wir bereit, uns entschieden gegen Hass, Verleumdung und Hetze gegen andere Menschen im Internet zu stellen? Und sind wir stark genug, aufzubegehren, wenn Wahrheiten Lügen und Lügen Wahrheiten genannt werden?

Ist für jeden Einzelnen von uns die Achtung der Menschenwürde, so wie sie in Artikel 1 des Grundgesetzes festgeschrieben ist, wirklich unverrückbarer Maßstab im Umgang mit Menschen, die von anderen ausgegrenzt oder beleidigt werden? Stellen wir unsere Art zu leben über die anderer? Mischen wir uns ein, wenn Unrecht geschieht? Stehen wir als Demokraten zusammen?

Christen sollten in diesen Debatten mutig sein, sich für Menschen, die ausgegrenzt werden, einsetzen und für den Zusammenhalt aller Demokraten werben.

Drittens: die Bewahrung der Schöpfung – das heißt der Kampf gegen die Erderwärmung, gegen das Aussterben von Tier- und Pflanzenarten und der Schutz unserer Ozeane, um nur drei drängende Beispiele zu nennen.

Ich habe mich in meinen politischen Erinnerungen intensiv mit der Frage auseinandergesetzt,

inwieweit ich bei der Frage des Klimawandels meiner Verantwortung als Bundeskanzlerin gerecht geworden bin. Wahr ist: In meiner Amtszeit wurde international und national vieles auf den Weg gebracht. Das war und bleibt wichtig. Aber das ist der zweite Teil der Wahrheit: Es war nicht genug, um die Welt tatsächlich vor katastrophalen Entwicklungen der Erderwärmung zu bewahren.

All das wussten und wissen wir. Doch es führt weder bei uns noch in vielen anderen Ländern zu ausreichendem Handeln.

Für mich bleibt auch nach dem Ausscheiden aus dem Amt die Frage, ob wir Menschen tatsächlich willens und in der Lage sind, im Sinne des Vorsorgeprinzips zu handeln und Entscheidungen für unser Überleben rechtzeitig zu treffen. Der Beweis ist noch nicht erbracht.

Diese Feststellung lastet schwer auf uns – mich eingeschlossen.

Angesichts der veränderten Sicherheitslage und der neuen technologischen Entwicklung droht die Frage der Bewahrung der Schöpfung noch einmal an Aufmerksamkeit zu verlieren. Alle Daten zeigen uns aber, dass die durch den Menschen verursachte Veränderung des weltweiten Klimas, die Verschmutzung der Ozeane und das Aussterben von Tier- und Pflanzenarten voranschreiten.

Machen wir mit bei der Verdrängung dieser Tatsachen? Denken wir, dass wir ja doch nichts bewegen können? Oder sind wir bereit, alles dafür zu tun, dass wir unsere Verpflichtungen aus dem Pariser Klimaabkommen und anderen internationalen Vereinbarungen einhalten und damit die Lebensgrundlagen für unsere Kinder und Kindeskinde gesichert werden?

Als Christen müssen wir uns für die Bewahrung der Schöpfung einsetzen.

In allen von mir genannten Punkten ist es die Aufgabe der Politik, die notwendigen Entscheidungen zu treffen – für die Sicherheit der Bürgerinnen und Bürger, für die soziale Gerechtigkeit in unserem Gemeinwesen, für die Bewahrung unserer Lebensgrundlagen.

Aber ein demokratisches Gemeinwesen kann nur funktionieren, wenn sich in ihm auch Bürgerinnen und Bürger engagieren. Glücklicherweise tun das viele – in ihrer Arbeit, im Ehrenamt, in der Familie und Nachbarschaft. Dafür sollten wir dankbar sein.

Aber wir leben in einer Zeit, in der es nicht mehr selbstverständlich ist, dass das so bleibt.

Wie wäre es, wenn wir die Fastenzeit als eine Gelegenheit nutzen, neu über das eigene Engagement nachzudenken, neu zu überlegen, wie wir uns in unserer Gesellschaft noch besser engagieren können?

Und wie wäre es, sich noch einmal vor Augen zu führen, was auf dem Spiel steht, wenn wir uns diesem neuen Denken verschließen und sich jeder in sein eigenes Schneckenhaus zurückzieht?

Der frühere Verfassungsrichter Wolfgang Böckenförde hat vor vielen Jahren richtigerweise darauf hingewiesen, dass der freiheitliche, säkulare Staat von Voraussetzungen lebt, die er

selbst nicht garantieren kann.

Um diesen Staat zu erhalten, bedarf es auch des Mittuns seiner Bürgerinnen und Bürger.

Dabei geht es um nicht mehr und nicht weniger als darum, unsere demokratische Ordnung zu verteidigen – weil nur sie uns ein Leben in Freiheit ermöglicht.

Ich lese Paulus' Schreiben an die römischen Christen genau in diesem Sinne: Er macht uns Mut, unser Denken immer wieder zu erneuern, uns mit der Welt, wie sie ist, nicht zufriedenzugeben und dabei zu verstehen, was Gottes Wille ist.

Wir sollten uns von der Ermunterung des Apostels Paulus inspirieren oder anstecken lassen.

Versuchen wir, ihm durch unser Tun gerecht zu werden.

Ich danke Ihnen.



Mittwoch
11. März 2026

Pater Maximilian Krenn OSB
Prior der Benediktinerabtei Maria
Laach

Liebe Schwestern und Brüder, ich danke Ihnen schon eingangs für die Geduld, die Sie heute mit dem Prediger aufbringen müssen.

Für die heutige Fastenpredigt habe ich mich vom Titel des Orgelstückes, das wir am Ende dieser Vesper hören werden, inspirieren lassen: „O Mensch, beweine dein Sünde groß“ in der Fassung unseres Abteiorganisten Gereon Krahforst. Zugegebenermaßen ist mir diese etwas antiquierte Sprache fremd, aber es kommt ja bekanntlich nicht so sehr auf die Verpackung an, sondern auf den Inhalt. Aber auch der macht es uns nicht unbedingt leicht. In dem Fall ist er unseren Ohren, so denke ich, doch auch fremd geworden. Denn die eigene Sünde zu beweinen, noch dazu mit der Betonung auf „groß“, führt nicht selten zum Kopfschütteln heute.

Nun erinnert uns diese Aufforderung, nämlich die eigenen Sünden zu beweinen, an den Leidensweg Jesu hinauf nach Golgatha, wo er den sogenannten „weinenden Frauen von Jerusalem“ begegnet und ihnen zuruft: „Weint nicht über mich, weint über euch und eure Kinder.“ Dieses Wort hat etwas Rätselhaftes an sich. Angesichts seines überbordenden Leides, das ihn schon ziemlich entstellt haben musste, verzichtet Jesus auf das Mitleid der Frauen und fordert sie stattdessen auf: Schaut auf euch selbst, schaut in euer Inneres. Trotz dem, was ihr gerade seht, lasst euch nicht ablenken, könnte man auch sagen. Was meint er damit? Er wird uns ja nicht zu Egoisten erziehen wollen, die sich nicht mehr rühren lassen vom Leid anderer und nur mehr sich selbst sehen sollen.

Es war doch schon immer so, dass der Mensch dazu neigt, seine Aufmerksamkeit mehr nach außen als nach innen zu richten, weil das einfach mehr Spannung verspricht. Wenn wir uns nämlich vorwiegend draußen aufhalten, dann erkennen wir ganz genau, was bei anderen falschläuft. Aber über die eigenen Fehler herrscht dann oft eine erstaunliche Unwissenheit, und die Kenntnis über mich selber, die verarmt mehr und mehr. Oder aus einem anderen Blickwinkel könnte man sagen: Wir sehen dann nur noch, wie schön die Früchte des Nachbarns Garten sind, und vergessen dabei ganz die Bäume daheim, die sich vielleicht schon vor lauter reifen Früchten biegen. Das kann eine gewisse Oberflächlichkeit bis hin zur Heuchelei bedeuten, wenn wir so handeln.

Natürlich denken wir dabei an die Schöpfungserzählung aus dem Buch Genesis, wo die Augen

von Adam und Eva sich immer mehr auf den einen Baum richten, von dessen Früchten zu essen ihnen ja verboten war, „denn sonst werdet ihr sterben“, wie der Schreiber festhält. Wir sehen förmlich, wie sich die Pupillen in dieser Versuchung weiten und der Mensch immer mehr in Erregung außer sich gerät, also von sich selbst weggeführt wird, weg von dem Ort, wo Gott ihm begegnen möchte – in seinem Innersten – und wo Gott ihm Leben sein möchte, und zwar nur dort.

In mir klingt bei diesen Gedanken ein Reim aus dem sogenannten „Cherubinischen Wandersmann“ des schlesischen Arztes und Theologen Angelus Silesius aus dem 17. Jahrhundert nach. Sie werden ihn vielleicht kennen: „Halt an! Wo läufst du hin? Der Himmel ist in dir. Suchst du ihn anderswo, du fehlst ihn für und für.“ Das heißt doch wohl, dass der Himmel nicht erst am Ende der Zeiten auf uns wartet, sondern auf eine gewisse Weise schon begonnen hat, schon hier und heute für uns erreichbar und erfahrbar ist, indem er uns eine Ahnung, ein erstes Licht in unserem Inneren aufleuchten lässt und uns so auf unserem Weg die Richtung weist.

Die Einflüsterung der Schlange, die den Menschen suggeriert, dass Gott neidisch auf ihn wäre und Angst davor haben könnte, dass der Mensch ihm die Gottheit streitig machen könnte, kann sich erst dann im Menschen entfalten, wenn er wie von Sinnen ist, also nicht mehr bei sich selbst. Vor dem Hintergrund der Genesiserzählung können wir den Baum der Versuchung daher als einen Ort verstehen, der uns nicht nur von uns selbst, sondern auch still und heimlich von Gott wegführt und uns damit die Lebensgrundlage entzieht – möglichst so, dass wir es gar nicht bemerken.

Diese Versuchung will so das Licht verschleiern, von dem Angelus Silesius spricht, ohne das wir eben nicht existieren können und auch nicht recht handeln können. Dieser Versuchung war der Mensch zu allen Zeiten ausgesetzt und musste dagegen ankämpfen. Auch heute, und heute würde es sich vielleicht so anhören: Wenn du dich nicht um dich selbst kümmerst, wenn du es nicht selbst richtest, dann tut es keiner, auch Gott nicht. Du musst es selbst richten.

Diese Lebenshaltung treibt den Menschen dann mehr und mehr zu Höchstleistungen an, die ihn zugleich überfordern, erschöpfen und auspowern. Er generiert sich dann wie ein Besessener, der die Umwelt und den Nächsten gleichermaßen als Mittel zu einem unheiligen Zweck ausbeutet, indem er im übertragenen Sinn gesprochen glaubt, sich selbst eine neue Sonne schaffen zu müssen, also glaubt, sich die Lebensgrundlage schaffen zu müssen, die ja keiner von uns leisten kann und aus christlicher Sicht Gott sei Dank auch nicht leisten muss. Er benimmt sich dann wie Sisypheos, dessen Anstrengungen im Letzten vergeblich sind.

Die Lebensgrundlage, die uns erst atmen und in Frieden sein lässt und uns arbeiten lässt, lässt sich nämlich nicht machen. Sie kann nur vorhanden sein oder es gibt sie eben nicht. So wie unser Planet Erde, den keiner von uns erfunden oder gemacht hat. Sie ist einfach da als ein Lebensraum, der wunderbar ist, den wir doch zuallererst bestaunen und bedanken sollten, bevor wir ihn verbessern wollen. Stattdessen sagen wir einander, was eben alles anders gemacht werden muss, was alles nicht in Ordnung ist. Das steht oft in den Headlines und als Erstes. Hat dieses emsige Treiben nicht zur Folge, dass der Mensch meint, es gebe gar keinen Gott und es bräuchte ihn auch gar nicht?

Ist das nicht auch eine Art des Gottvergessens, das uns in einen Wirbel hineintreibt von Egoismus, Gegeneinander, Ausbeutung und Orientierungslosigkeit? Geht dabei nicht die Freude am Leben selbst verloren, die sich doch zuallererst davon ernährt, dass etwas ist und vor allem, dass jemand existiert, der mich gewollt und geschaffen hat und mich vorbehaltlos liebt?

Nun leben wir in einer Zeit, die uns scheinbar alle Möglichkeiten zu leben zu Füßen legt. Wir haben eine Kultur entwickelt und zur Spitze getrieben, in der ich fast alles haben kann, in der uns alles möglich sein soll, in der sich der Mensch mehr denn je dadurch definiert, was er hat und was er kann, als ob darin die Erfüllung menschlichen Lebens liegen würde.

Als einen zentralen Mechanismus dieser Kultur nehme ich das Buhlen um Aufmerksamkeit wahr. Denn wer meine Aufmerksamkeit bekommt, der hat mich. Und das stimmt ja auch zunächst im positiven Sinn. Denn die persönliche Zuwendung, also die Aufmerksamkeit, die wir einander schenken, ist kostbar und schön und ein Geschenk für alle Beteiligten. Das wissen vor allem die, die unter Einsamkeit leiden.

Es gibt aber auch die Kehrseite von Aufmerksamkeit, die heute als sogenannte Aufmerksamkeitsindustrie bekannt ist. Was ich damit meine: Sie zeigt sich in den immer raffinierteren, vorwiegend technischen Angeboten unserer Zeit, unsere Aufmerksamkeit praktisch pausenlos zu erregen und auf sehr niedrigem Niveau zu binden. Machen wir beispielsweise einen Blick in einen Bus oder in einen Zug, in ein Restaurant oder in ein Wohnzimmer. Wir sehen Menschen, die über ein kleines Display nach vorne gebeugt sind. Nicht, dass ich das nicht auch von mir selbst kenne und von Mitbrüdern.

Das Umfeld rückt dabei in den Hintergrund und damit auch der Mensch, der mir begegnen will, das Leben, das auf mich wartet, der Kairos, also der Moment, der mir gerade geschenkt werden möchte. Aber auch ich selbst rücke dabei in den Hintergrund. Ich komme dabei irgendwie nicht vor, werde auf das Konsumieren degradiert.

Das Problematische dabei ist nicht die Nutzung dieser Technik, die viele Vorteile bringt, sondern das meist unbewusste Vordringen von schnellen Bildern, Videos, Nachrichten und Worten bis in den innersten Lebensbereich und das dadurch Besetztwerden. Die daraus resultierende Suchtgefahr ist uns, glaube ich, eingängig. Die Versuchung liegt also nicht im Gebrauch dieser Dinge, sondern in der Maßlosigkeit, nicht in der Sache selbst.

Umso mehr du deine Aufmerksamkeit dem Bildschirm schenkst, umso besser, sagt die Industrie, denn umso mehr Gewinn winkt den Betreibern. Diese Vernebelungstaktik bewirkt nun eine Art der inneren Abwesenheit im Menschen. Es ist die Umkehrung der Dinge. Da dient nicht mehr die Technik dem Menschen, sondern umgekehrt: Der Mensch wird zum Zahnrad in einer Maschinerie, die ihn braucht und gebraucht, verdinglicht und damit entmenslicht.

Dieser Mechanismus ist zwar keine Erfindung unserer Zeit, aber er wird gerade zum Maximum getrieben, und somit werden neue Götzen geschaffen, wenn das Hilfsmittel zum Heilmittel ausgerufen wird. Die übertriebenen Heilsversprechungen, die damit einhergehen, erinnern mich an die Schlange im Paradiesgarten: „Ihr werdet wie Gott“, als ob wir es jetzt selbst richten müssten.

Das will heißen: Weil ja alles unvollkommen ist, brauchst du die Technik, die wir hervorbringen. Erst durch sie kannst du wirklich zur Fülle des Menschseins gelangen. Da braucht es dann keinen Gott mehr.

Krankheit und Leid, so hoffen viele, werden eines Tages völlig überwunden sein. Ja, selbst die Beseitigung des Todes wird im sogenannten Transhumanismus propagiert. Das ist eine erneute Form des Menschseins.

Der Tenor dahinter ist: Das Leben, so wie wir es vorfinden, kann nicht von einem liebenden Gott sein – und das reparieren wir jetzt. Und es stimmt ja: Das Bewusstsein, dass es einen liebenden Gott gibt, der uns geschaffen hat, erhält und für jeden von uns einen ganz bestimmten Weg hat, ist in unserer Kultur ein Minderheitenprogramm geworden. Die Sehnsucht danach mag da sein, aber der Weg dorthin ist für viele wie vernagelt und erschöpft sich oft in selbstgestrickten, individualisierten Versuchen.

Warum erzähle ich das alles? Ich vergleiche diesen Prozess mit dem Werben um Aufmerksamkeit, wie es die Schlange bei Adam und Eva tut. Machen wir uns bewusst: Dieses Buhlen um unsere Aufmerksamkeit hat nicht das Glück des Menschen zum Ziel, sondern dessen Inbesitznahme und die Trennung von unserem Schöpfer. Durch die Aufmerksamkeitsindustrie wurde eine Gelddruckmaschine in Gang gesetzt, deren Währung wir selbst sind, die uns zu einem „Etwas“ machen möchte, obwohl wir ja „jemand“ sind, und die schon jetzt zeigt: Wir brauchen viel Mühe, um sie zu beherrschen, um nicht von ihr beherrscht zu werden.

Und noch einmal: Es geht mir nicht darum, die Technik an sich schlechtzureden, die ja auch ein Geschenk des Schöpfers ist, sondern allein über deren Gebrauch kritisch nachzudenken. Die Erfindung von Strom, Auto und Telefon sind doch ein Segen. Aber es besteht – so kritisch muss man es sagen – die Gefahr, dass wir von Neuem unfrei werden, wenn wir uns selbst fremd und der Gotteskindschaft untreu werden. Wir werden manipulierbar, und es wird uns so immer schwerer, zu erkennen, was uns nützt und uns wirklich guttut.

Wir können das übrigens auch an der Zunahme – statistisch mehr als bewiesen – von Depression, Aggression, aber auch dem Ausgebranntsein und dem Überdruß am Leben in allen Gesellschaften wahrnehmen, die dieser Kultur ausgesetzt sind. In dieser Kultur der Vermarktung des Menschen ist es Mode geworden, durch das Internet auch befeuert, den Scheinwerfer immer und überall vor allem auf die anderen zu richten und ihre vermeintlichen oder wirklichen schlechten Seiten ans Tageslicht zu bringen und sich daran zu weiden.

Oder umgekehrt haben wir auch eine Kultur der Gleichmacherei entwickelt, die aus demselben Mechanismus des nach außen gerichteten Blickes Neid und Gier im großen Stil hervorbringt, weil das ständige Sich-vergleichen-Müssen einfach dazu führt. Der Einzelne als unverwechselbare, unterscheidbare Person tritt in den Hintergrund. Wie stark sind da auch die heranwachsenden Generationen davon betroffen – und nicht nur sie? Wo ist da die Kultur, die den anderen achtet und ihn ehrt als mir gleich in Abstammung und Würde?

Die Freude ist doch vermehrt dort zu Hause, wo der Mensch sich nicht durch Status und Reichtum, also durch das, was er hat, definiert, sondern seinen Reichtum darin erkennt, wer er

ist, was er bereits empfangen hat und Freude daran findet, was an Gutem und Schöнем in ihm und anderen gereift ist. Dieser Mensch ist fähig, das Gute und Schöne jederzeit zu erkennen, das ihn umgibt und das kein Preisschild hat, weil es eben von Gott kommt.

„Homo homini lupus“, hat einst der englische Philosoph Thomas Hobbes formuliert: Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf. Er beschreibt damit den Menschen ohne staatliche Ordnung. Aber reicht das aus? Ich denke, es braucht mehr. Es braucht eine Haltung, die uns innerlicher, näher, spontaner und auch selbstverständlicher ist, als es ein weltlicher Gesetzgeber je sein kann.

Der heilige Benedikt gibt uns Mönchen in seiner Regel diesbezüglich einen wichtigen Rat: „Honorare omnes homines“ – alle Menschen ehren. Das ist eine große Weisung, die ganz dem Christusgebot entspringt, dass wir nämlich nicht nur unsere Freunde, sondern auch unsere Feinde lieben sollen. Dieses Gebot Jesu ist übrigens nach wie vor gültig und von hoher Bedeutung.

Wie aber kann das gehen? Wie kann der Mensch wieder zur Besinnung und zu einem neuen Miteinander kommen? Ich möchte dazu einen, so glaube ich, wichtigen Aspekt mit Ihnen bedenken. Kehren wir dazu an den Anfang dieser Predigt zurück, zum Wort Jesu an die weinenden Frauen: „Weint nicht über mich, weint vielmehr über euch und eure Kinder.“ Mit „Kindern“ könnte man auch sehen: das, was ihr so hervorgebracht habt.

Betrachten wir dazu einen vielleicht etwas überraschenden Zugang zum Thema, der eigentlich immer schon zum Schatz der Kirche gehört, aber vielfach, wie ich finde, mit Staub bedeckt ist. Und gehen wir dazu in das sechste Jahrhundert, in das Umfeld der Stadt Gaza, die heute traurigerweise in Trümmern liegt. Damals lebte dort im Seridus-Kloster ein Wüstenmönch mit Namen Dorotheos. Ein hochgebildeter Mönch, der sich in Palästina niedergelassen hat, um Neues zu lernen.

Dieses Neue begegnet ihm – anders als in den freien Künsten der Antike – in den Tugenden. Die Tugenden nämlich verlangen das In-sich-Gehen und die Sehnsucht nach einer Lebenskraft, die nicht selbst gemacht ist und doch meine ganze Aufmerksamkeit und Bereitschaft einfordert. Alles anders als im Individualismus, den es auch schon damals natürlich gegeben hat und der den Menschen lehrt, sich seine eigene Welt zu bauen, um seinen Willen durchzusetzen, lässt sich der nach Tugend strebende Mensch die Welt immer wieder neu schenken.

Dorotheos von Gaza nun verfasste unter anderem 17 längere Weisungen, die durch die Jahrhunderte emsig weitergegeben und übersetzt wurden, und eine davon handelt von der sogenannten Selbstanklage. In der Selbstanklage geht es um das Erlernen einer spirituellen Lebenskunst, wie es der Jesuit Michael Sievernich kommentiert, die Heidenangst verscheucht und Seelenruhe gewährt.

Die Heidenangst ist nämlich die Angst, die Gott nicht kennt und nicht im Herzen trägt und daher ein gestörtes Verhältnis zur Welt und zu mir selbst erzeugt. Ein solcher Mensch kann nicht wirklich zur Ruhe kommen, denn seine Seele ist unruhig und krank. Und das hat zur Folge, wie es der heilige Ignatius von Loyola sagt, dass sie leichter empfänglich ist für den Argwohn, den der Teufel sät, denn er flüstert uns Täuschungen oder Halbwahrheiten ein, damit

unser Herz sich in egoistische Überzeugungen verrennt und aller Objektivität gegenüber unzugänglich wird.

Dieser Argwohn, so Papst Franziskus, setzt im Herzen einen krummen Maßstab, der die ganze Wirklichkeit verzerrt. Wer einen krummen Maßstab anlegt, muss alles, was geschieht, verzerrt interpretieren. Wir werden dann zu einem Sammler von Ungerechtigkeiten und bringen unsere Zeit nur noch damit zu, die Ungerechtigkeiten zu zählen, die uns ein anderer antut, und wir fühlen uns schließlich als Opfer eines Komplotts. Der Verdruss am Leben ist die logische Folge.

Ich meine, dass der krumme Maßstab, von dem Papst Franziskus spricht, nicht nur für die anderen gilt, sondern latent in uns allen vorhanden ist. Überraschenderweise durchbricht gerade die Selbstanklage, also das Bei-sich-selbst-Beginnen, diesen den Menschen verängstigenden Kreislauf und verhilft ihm zu einer neuen Freiheit.

Indem wir also beginnen, unseren Anteil des Fehlers oder der Schuld zu sehen, zu bekennen und anzunehmen, wählen wir den geraden Weg und hören dabei auf, die Schuld auf den anderen zu schieben, bei ihm zu suchen, und kehren bei uns ein. Wir hören bereitwillig unserem Gewissen zu, das uns nicht niederdrücken möchte, sondern aufrichten möchte, das nicht zuerst den anderen in den Blick nimmt, sondern mich selbst.

Wir beginnen heilsame Tränen zu weinen, die uns wieder weich und empfänglich für Gottes Gaben und auch für den Nächsten machen. So unterbricht dieser Vorgang das ewige Kreisen und belastende, beißende Gedanken, die sich eben nur im Kreis drehen und uns den Schlaf rauben. Denn in der Gewissensforschung kehre ich tief in mir selbst ein und komme zum Punkt.

Im Gewissen nehme ich ein göttliches Instrument in Anspruch, das mir zart bewusst macht, wo ich graben muss, um wirklich fündig zu werden, um zur inneren Wahrheit über mich selbst und auch über den anderen zu gelangen. Dieser Weg hat im Tiefsten – und das ist die vielleicht überraschende Erkenntnis – einen guten Grund, einen Boden, auf den wir wirklich bauen können: dass wir nämlich, wie es die Genesis sagt, gut gemacht sind, dass Gott den Menschen gut gemacht hat und dass im Tiefsten Gott in ihm wohnt und ihn bejaht – und zwar den Freund wie den Feind.

Genau diese Botschaft, die Basis von allem, geht in ihrer Lebendigkeit verloren, wenn wir uns nur nach außen richten und das Gewissen nicht gebraucht wird und in Übung bleibt. Die große Schuld, die der Mensch beweinen soll, erkennen wir dann als das Nichtbeachten Gottes, als das Mich-Aufhalten an der Peripherie, als das Mich-Verlieren in dem, was ich gerade für gut oder schlecht befinde – also als das Leben mehr im Geschmack als in der Existenz.

Groß ist die Sünde nicht, weil Gott sie nicht vergeben könnte, sondern weil die göttliche Liebe auf mein Mittun angewiesen ist, auf mein Ja.

Wir leben dann nicht mehr im Vergessen unserer eigentlichen Lebensgrundlage, nämlich der Güte und Barmherzigkeit Gottes. Wir hören auf, Richter zu sein über Gott, den Nächsten und auch über uns selbst. Das unverzichtbare Instrumentarium für diesen Weg ist unser Gewissen, das wir als Schatz in uns tragen und das laut Dorotheus von Gaza wie ein Funke ist, der den

Verstand erleuchtet und ihm zeigt, das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Wenn jemand sich selbst, so der Wüstenmönch weiter, mit Gottes Furcht prüft und sein eigenes Gewissen akribisch untersucht, findet er bestimmt sich selbst als Grund.

Das bedeutet, dass es immer einen Grund gibt, bei mir zu beginnen oder zumindest meinen Anteil in den Blick zu nehmen. Dieser Anteil ist groß, das heißt unverzichtbar, und er verlangt nach meinen Tränen. Und in diesem Anteil bin ich zugleich wie einer, der nach Gold schürft. Denn dort und durch ihn ist Versöhnung, Frieden und echte Freude zu finden. Es ist der Anteil, nach dem Gott mich fragt, heute und auch einst, wenn ich vor ihm stehen werde. In diesem Anteil finden wir die Liebe Gottes, die wie ein frischer Quell durch unsere Tränen hindurch in uns fließt.

Zu ihr vorzudringen und wahre Lebensfreude zu erlangen, ist das eigentliche Ziel dieses Weges.



Mittwoch
18. März 2026

Christian Wulff
Bundespräsident a.D.

Sehr geehrter Herr Abt Mauritius, lieber Pater Philipp, liebe Schwestern und Brüder, liebe Gemeinde in Maria Laach, in dieser großartigen romanischen Kathedrale,

Apostel Paulus – seine Eltern hatten ihm den Königsnamen Saul gegeben, den er später selbst in Paulus änderte – war ein brillanter Denker, Jurist und Theologe. Er formulierte revolutionär den Leitgedanken einer inklusiven, barrierefreien, offenen Gemeinschaft, ganz ohne Aus- und Abgrenzung.

Und ich bin stolz, Ehrenbürger der Stadt Tarsus in der Türkei zu sein, dem Geburtsort von Apostel Paulus. Und als Bundespräsident hatte ich mir damals einen Gottesdienst in Tarsus gewünscht, in aramäischer Sprache, den wir auch gefeiert haben, um ein Zeichen zu setzen, dass das Christentum immer schon zur Türkei gehört und dort wesentlich entstanden ist.

Und ich zitiere den Brief des Apostels Paulus an die Philipper im zweiten Kapitel, so wie es eben aus der Bibel gelesen worden ist, und möchte dazu predigen. In dieser Fastenzeit, in kriegesischen Zeiten, denke ich nämlich häufig an uns, in Liebe zu begegnen, eine Gemeinschaft zu bilden im Herzen, Erbarmen zu haben für unsere Mitmenschen, Mitgefühl zu zeigen.

Der vielleicht erste Billionär auf unserer Erde, Elon Musk, hat jüngst behauptet, dass die größte Schwäche von uns in Europa, die größte Schwäche des Westens, Empathie sei – Einfühlungsvermögen.

Und die große politische Theoretikerin und Soziologin Hannah Arendt aus Hannover hat sich jahrzehntelang beschäftigt mit der Frage, wozu Menschen fähig waren, zu welchen Grausamkeiten Menschen fähig waren und sind, und hat nach jahrzehntelanger Forschung zum Totalitarismus die Erkenntnis festgehalten: Der Tod der Empathie ist das erste untrügliche Zeichen, dass sich eine Zivilisation in Richtung der Barbarei entwickelt.

Und in den Briefen an die Philipper mahnt Paulus, er warnt vor Streitsucht und Prahlerei.

Wenn wir heute seit über 80 Jahren hier in Deutschland in Frieden und Freiheit, in Stabilität und

Wohlstand leben, dann ist das erstmals auf deutschem Boden über einen solch langen Zeitraum der Fall. Und erreicht haben wir das aus meiner Sicht nur deshalb, weil wir Menschen hier mit großer Empathie an die Herausforderungen herangegangen sind, weil wir nicht nur uns und die eigenen Interessen berücksichtigt haben, sondern auch jene der anderen, unserer Nachbarn – der Franzosen, der Belgier, der Niederländer, der Polen und vieler mehr mitberücksichtigt haben –, weil wir Empathie gelernt haben.

Und es waren vor allem Christen, die nach dem Zweiten Weltkrieg vor über 80 Jahren daran gegangen sind, aufeinander zuzugehen. Der Franzose Robert Schuman, Alcide De Gasperi aus Italien und Konrad Adenauer von hier wurden liebevoll zur „heiligen Dreifaltigkeit“ umgedichtet, weil sie ganz wesentliche Väter waren für dieses Europa, wie wir es bisher kennen. Es waren mutige Visionäre, die sich vertrauten und damit das scheinbar Unmögliche nach zwei Weltkriegen versuchten, nämlich einen dauerhaften Frieden zu schaffen – mit regelbasierter, multilateraler Zusammenarbeit in den Vereinten Nationen, in der Europäischen Union und in anderen Formen der Zusammenarbeit.

Ich bin dankbar dafür, dass Gründer Europas Versöhner waren, die aus christlichem Glauben anderen die Hand gereicht haben. Ich denke an Briten, Franzosen, Amerikaner, die Deutschland befreit haben, an Israel, das sich nicht abgewandt hat, sondern uns Vertrauen geschenkt hat. Ich denke an Freiheitskämpfer in Polen, von Lech Wałęsa, der Solidarność, bis zu Papst Johannes Paul II.

Und ich denke: Heute könnte man noch auf die Knie fallen, wenn man an den Brief denkt, den die polnischen Bischöfe bereits 1965 ihren Amtsbrüdern hier geschrieben haben, mit dem sagenhaften Satz: „Wir vergeben und bitten um Vergebung. Wir vergeben euch den Überfall auf Polen und bitten um Vergebung für die Verbrechen an den Vertriebenen.“ Das ist doch etwas ganz und gar Besonderes.

Und Papst Johannes Paul II. hat, gerade als polnischer Papst gewählt, am Vorabend von Pfingsten, am 2. Juni 1979, auf dem Siegesplatz in Warschau gepredigt und am Ende der Predigt gesagt: „Ich, Sohn polnischer Eltern und zugleich Papst Johannes Paul II., ich rufe aus der ganzen Tiefe dieses Jahrhunderts am Vorabend des Pfingstfestes: Sende aus deinen Geist und erneuere das Angesicht der Erde – dieser Erde. Amen.“ Und da standen Millionen Christen auf diesem Siegesplatz, feierten ihren Papst und verstanden das als Signal: Wir sind viele, wir sind mehr, wir können etwas verändern.

Ein halbes Jahr später hatte die Gewerkschaft Solidarność über zehn Millionen eingetragene Mitglieder. Und ich werde nie vergessen, wie ich 2019 – vor sieben Jahren – nach Moskau gereist bin, um gemeinsam mit Lech Wałęsa dem Michail Gorbatschow zu danken, dass er die Grenzöffnung mit möglich gemacht hat, 1989, weil er dem Wandel eine Chance gegeben hat.

Und wenn man nach Polen fährt, nach Warschau fährt und sich von älteren Polen erklären lässt, was sich an diesem Abend in Warschau zugetragen hat, dann weiß man, was Kirche ausmacht, was Kirche bewegen kann, wie Glauben Berge versetzen kann – mit Demut, mit Mut, mit Barmherzigkeit, aber vor allem eben auch mit der paulinischen Empathie: nicht nur das eigene Wohl, sondern gerade auch das Wohl der anderen im Blick zu haben.

Nach dem Schrecken zweier Weltkriege, nach der Erfahrung mit Faschismus, Totalitarismus und Gewalt hatten wir damals gesellschaftlichen Konsens: Nie wieder Krieg, nie wieder gegen Minderheiten, nie wieder über andere stellen. Alle spürten und lebten große Demut. Die Mütter und Väter des Grundgesetzes haben in die Verfassung vorangestellt: Die Würde des Menschen ist unantastbar. Und dies ist gar nicht in erster Linie Ursprung der Aufklärung oder der Renaissance, sondern es ist in erster Linie zurückzuführen auf den Individualismus von Würde, Gewissen, Gleichheit und persönlicher Freiheit, wie Apostel Paulus es formuliert hat – in seinen Briefen, auch an die Philipper.

Demut ist eine Haltung aus Bescheidenheit, nicht aus Prahlerei – eine respektvolle Haltung gegenüber anderen, eine innere Größe, die sich aus dem Wissen speist, dass wir alle gleich sind.

Die Krisenzeit, in der wir jetzt leben, hat aus meiner Sicht auch damit zu tun, dass einzelne Menschen Angst haben vor ihrer Bedeutungslosigkeit, Angst vor Machtverlust haben – und dieser Angst begegnen sie mit Prahlerei und Aggression. Man mag abends die Nachrichten gar nicht mehr anschalten, und man fragt sich, was das für Wirkungen hat auf unsere Kinder, unsere aller Enkelkinder, die wir ja zum Teil schon haben, auf die nächsten Generationen, die abends in den Nachrichten mitbekommen, wie Menschen übereinander reden und gegeneinander kämpfen.

Franz von Assisi hat den Menschen selig genannt, der den anderen, auch wenn er weit von ihm entfernt ist, genauso liebt und achtet, wie wenn er mit ihm zusammen wäre. Paulus sagt: „In Demut schätze einer den anderen höher ein als sich selbst.“

Und jeder von uns hat sofort Gedanken an einzelne Akteure, verantwortliche Politiker, die gegen solche Grundsätze tagtäglich, fortlaufend, in ihren Accounts in sozialen Netzwerken ganz bewusst verstoßen.

Demut vor den Aufgaben, Demut vor den Menschen, Demut vor dem Wissen, dass wir ein kleiner Teil im großen Universum sind, ein kleiner Teil nur der Menschheitsgeschichte sind, geht immer mehr Menschen verloren. Einzelne Tech-Milliardäre folgern, dass sie diese Prägungen komplett über Bord werfen könnten.

Und ich meine, dass der Hochmut, den wir jetzt hier und da beobachten, nur möglich wurde, weil aus der Demut nach zwei Weltkriegen ein Gleichmut folgte. Wir lebten eben lange Zeit nach der Euphorie von 1989/90 in der Annahme, dass sich Freiheit und Demokratie von selbst erhalten und von allein in der Welt verbreiten. Weil es uns gut ging, weil es uns nichts kostete, uns für das Gute einzusetzen, haben sich weniger als zuvor eingesetzt. Und erst, wenn etwas droht, verloren zu gehen, erkennen wir offenkundig den wahren Wert.

Und jetzt – nach großer Demut nach den Kriegen, nach Gleichmut über Jahrzehnte – scheint ein Übergang stattzufinden in Hochmut, mit Verächtern von Empathie, die Empathie als Schwäche bezeichnen, die aber eigentlich die große Stärke sein sollte.

Demokratie basiert auf der Idee, dass alle Menschen gleich viel wert sind und gleich viel zählen. Hochmut dagegen behauptet: Ich bin wichtiger als die anderen. Meine Gruppe ist überlegen. Das Recht des Stärkeren – nicht die Stärke des Rechts – zählt. Es wird wieder

zwischen Ländern, Kulturen, Religionen und Herkunftsn hierarchisiert.

In Christus, schreibt Paulus, gibt es weder Jude noch Griechen, weder Sklave noch Freie, weder Mann noch Frau. Alle Menschen sind gleich, gleich viel wert und von Gott geschaffen.

Stattdessen greifen jetzt wieder weltweit Nationalismus, Überheblichkeit, Feindseligkeit gegen Minderheiten und Hass um sich. Ich fühle mich manchmal erinnert an die Frage eines Niederländers, Alfred Mozer, der sagte: „Ist Europa eigentlich nur möglich auf Trümmern – aus Trümmern – oder sei es auch möglich zwischen Fernsehern und Kühlschränken?“ Also: Wenn es den Menschen gut geht und sie wieder anfangen, sich über andere zu erheben und nur eigene Interessen und nicht die auch des anderen zu vertreten.

Mich treibt seit Längerem um ein Zitat von Kurt Tucholsky: „Erfahrungen vererben sich nicht. Jeder muss sie selber machen.“ Jeder will sie selber machen. Wir erleben das bei unseren Kindern. Wir geben warnende Hinweise, und sie machen es dann, um auszuprobieren, ob das der richtige Hinweis war.

Wir aber als erwachsene Generation haben aus meiner Sicht die gigantische Aufgabe, dafür zu sorgen, dass unsere Kinder bestimmte Erfahrungen niemals wieder machen müssen – mit Kriegen, mit Rassismus, mit Kämpfen gegen Minderheiten –, sondern dass ihnen diese Erfahrungen erspart bleiben. Und das ist eine gigantische Aufgabe, die uns gestellt ist: nämlich an Paulus, an Apostel Paulus und seine Wegweisungen zu erinnern und sie dann eben auch in der Praxis zu leben.

Mit Liebe Hass zu begegnen, Liebe als stärker als Hass und Ausgrenzung zu betrachten.

Wenn wir heute Minderheiten nicht schützen – ganz gleich, ob es Juden, Christen, Muslime, Geflüchtete, Asylbewerber, Homosexuelle oder andere sind –, würden wir wieder zurückfallen ins Dumpfe und Dunkle, das Joch der Knechtschaft.

Wie oft vergessen wir, dass Anderssein keine Hürde für die Gemeinschaft ist, sondern ein Geschenk? Uniformität, Gleichsetzung, Schablonen sind keine Voraussetzungen für funktionierendes Zusammenleben, für Zusammengehörigkeit. Das Motto Europas ist „Einheit durch Vielfalt“, und damit haben wir die letzten 80 Jahre viel erreicht.

Hyperindividualismus, die überzogene Konzentration auf einen selbst, das Inszenieren gerade in sozialen Medien, hat aber dazu geführt, dass wir uns auseinanderentwickeln. Viele halten es in unseren Gesellschaften nicht mal mehr aus, mit jemandem zu sprechen, der andere Einstellungen vertritt. Viele investieren in Unterschiede, um sich darüber zu definieren, anstatt ihre Energie zu investieren, das Gemeinsame zu suchen.

Papst Franziskus hat in seiner Enzyklika „Fratelli tutti“ wunderbar formuliert, in seiner ihm eigenen Art: „Radikaler Individualismus ist das am schwersten zu besiegende Virus. Er ist hinterhältig. Er lässt uns glauben, dass alles darauf ankommt, unseren eigenen Ambitionen freien Lauf zu lassen, als ob wir durch Akkumulation individueller Ambitionen und Sicherheiten das Gemeinwohl aufbauen könnten.“ Und dann formuliert er: Der Mensch neigt dazu, die Macht, das Geld, sich selbst zu vergöttern. Das Christentum fordert das Gegenteil, entthront die

falschen Götzen. Ein Appell, der Paulus gefallen hätte, dieser Appell von Papst Franziskus

Denn Demut, Empathie, Nächstenliebe, das Anerkennen des anderen sind überhaupt die stärksten Kräfte der Zivilisation. Ohne diese Kräfte gäbe es kein gutes Zusammenleben, kein wirkungsvolles Zusammenarbeiten, keine echte Kommunikation.

Alles baut auf Nächstenliebe auf, was wir gemeinsam erreicht haben. Nichts von dem Guten Geschilderten kam von allein, und fast nichts davon ist auf Dauer garantiert, sondern wir müssen die Werte leben und vorleben, von denen wir profitiert haben, als wir diese Gesellschaft und dieses Europa geschaffen haben: nicht wir, die Besseren, gegen die anderen, sondern Kooperation statt Konfrontation.

Jüngst wurde vor einigen Tagen die belarussische Bürgerrechtlerin Maria Kolesnikowa ausgezeichnet mit dem Karlspreis in Aachen. Sie hat aufgerufen, gerade in der aktuellen Zeit der großen Unsicherheiten, die uns alle besorgen, an Werten festzuhalten. Sie hat formuliert: Nicht Macht, nicht Angst, nicht Gewalt, sondern Menschen, die zusammenstehen, Menschen, die Würde bewahren, Menschen, die Freiheit verteidigen – das macht Europa aus.

Und ich denke, wir sind in diesen Monaten besonders gefordert, Demut als eine Haltung des Herzens zu leben. Eine Haltung, die verändert: unsere Nachbarschaften, unsere Gesellschaft, die Welt. Wenn wir einander weiter zuhören, wenn wir Mitgefühl zeigen, wenn wir uns als Menschen sehen, dann wird sichtbar, wovon Paulus spricht: eine Gemeinschaft im Geist, getragen von Liebe, getragen von Respekt, getragen von Hoffnung.

Möge uns die Haltung der Demut begleiten in diesen Zeiten, wo ich Demut, Gleichmut, Hochmut, Mut in einer wechselhaften Beziehung sehe.

Und in dieser Fastenzeit, in kriegesischen Zeiten auf der Welt, wünsche ich mir, dass wir uns die Haltung der Demut ein bisschen stärker wieder in Erinnerung rufen, wie sie nach schrecklichen Erfahrungen verschiedener Kriege in der Bevölkerung Gemeinsinn und Konsens war und inzwischen verloren gegangen zu sein scheint in verschiedenen Kulturen, verschiedenen Ländern der Erde.

Und das ist mein Wunsch: den Apostel Paulus wieder stärker vor Augen zu führen und seinen klugen Hinweisen zu gutem Zusammenleben der Menschheit zu Gemüte zu führen.

Amen.



Mittwoch
25. März 2026

Br. Paulus Terwitte
OFM Cap

Liebe Brüder des Heiligen Benedikt, lieber Bischof,

Bruder, Nachfolger der Apostel, das berührt mich immer wieder, dass wir in der Kirche so etwas mittragen und haben.

Morgen als Münsteraner wird der neue Bischof von Münster bekannt gegeben. Da ist man doch irgendwie gespannt.

Liebe Schwestern und Brüder da hinten – ich bin mal durchgelaufen – willkommen hier zu unserer Fastenpredigt. Ich hab's Türchen geöffnet. Entschuldigung, lieber Abt, aber ich irgendwie dachte ich, ich kann nicht gegen ein Tor anpredigen. Ich will einfach bis zum Letzten da hinten die Leute erreichen.

Ist das nicht schön, liebe Schwestern und Brüder, wenn alles so bleibt, wie es ist? Ist das nicht einfach toll, wenn alles so bleibt?

So eine Abtei wie Maria Laach, die steht da schon – ach, solange wurde noch eben auf dem Weg nach hier vom Jüngsten sozusagen noch mal unterrichtet – ist eine ganz alte romanische Abtei.

Die steht doch wirklich für etwas, was eine bestimmte Hoffnung im Menschen anspricht, dass alles irgendwie so bleibt.

Ja doch, das ist in uns so drin. Schön, wenn wir so Gewohnheiten haben, wo wir so drin wohnen können, wo wir uns auskennen. Da weiß man, wo die Bücher stehen, da weiß man, wo die Nachbarn sind. Man hat sich so irgendwie „eingegrooved“, sagen dann die jungen Leute, eingegrooved in das so, wie man jetzt dann eben so ist.

Schön, dass alles so bleibt.

Es gibt diese Sehnsucht im Menschen, wenn sich doch bloß nichts verändert.

Als Krankenhausseelsorger weiß ich das, ich war sechs Jahre Intensiv-Krankenhausseelsorger.

Natürlich habe ich auch immer wieder mit Kranken zu tun. Und die Frage, die einem dann bei Schwerkranken immer wieder begegnet: Wie konnte Gott das jetzt eigentlich zulassen, dass sich bei mir das jetzt so ändert?

Der Krebs, das Alter, die Hüfte, der Kreislauf oder was auch immer Menschen so bedrängt, wenn sie in der Wohnung ihres Leibes irgendwie merken, es ist nicht ein ewiges „wie immer so bleiben“ möglich.

Und sie fragen dann: Wie kann Gott das zulassen, dass sich bei mir etwas ändert?

Und natürlich nicht in der Seelsorgesituation, da bin ich ja einfühlsam bis zum Gehnichtsich, aber so, wenn ich dann mit anderen Leuten so über Krankheit rede, dann sage ich: Haben Sie eigentlich sich auch schon mal gefragt, wie Gott das zulassen konnte, dass Sie so lange gesund waren, womit Sie das verdient haben, dass es Ihnen so lange so gut ging?

Dann merkt man auch so drin, dass im Glauben der Menschen sehr tief verwurzelt ist, dass Gott eigentlich dafür zuständig ist, dass etwas bleibt oder dass etwas so wiederkommt, dass man gar nicht merkt, dass es zwischendurch eine Änderung gab.

Das ist bis ins achte Sozialgesetzbuch reingeschrieben unseres schönen Landes. Da steht nämlich drin: Das Krankenhaus, das sei der Ort zur Wiederherstellung der Gesundheit.

Gucken wir mal auf den Bruder Pförtner und fragen uns: „Kannst du wiederhergestellt werden wie früher?“ „Nee, kannst du nicht. Zeig mal deine Krücken.“ Das ist wohl immer so ein Markenzeichen, das jetzt mit dir geht, und es wird nie mehr so werden wie früher.

Und manche halten das für eine Katastrophe.

Bis hin in der katholischen Kirche, dass manche denken, früher sei alles besser gewesen, und es wäre schön, wenn alles so wird wie früher. Selbst die neuesten geistlichen Bewegungen, manche zumindest, in der katholischen Kirche tun sich dadurch ja vor, dass sie die Dinge möglichst altmodisch machen und möglichst so wie immer und früher.

Wobei ich dann kirchenhistorisch bewandert immer sage: Welches Früher meinst du denn? Welches Früher meinst du denn eigentlich?

Ich will Sie einen Moment dahinführen, dass Sie das innerlich für sich einen Moment klar haben: Wenn ich an Gott denke – und wir können nachher drüber sprechen, vielleicht sind einige ganz anders so drauf – dass wenn wir an Gott denken, wir vor allen Dingen denken: Gott ist dafür zuständig, dass sich nichts bewegt.

Wenn Sie hier in die Klosterbibliothek gehen, können Sie Aristoteles finden, der unbewegte Beweger. Und wenn wir an den glauben, dann sorgt er dafür, dass auch wir so eine stabilitas loci kriegen, dass auch wir sowas kriegen wie was ganz Stabiles.

Darum haben die Mönche auch so eine große Respektwelle in der ganzen Welt. Die dritten Fernsehsender haben die erfolgreichste Einschaltquote, wenn über ein Kloster berichtet wird.

Das kann noch so tot sein – da gehen die Kameras durch, dann erscheint es praktisch wieder lebendig. Noch ein paar Chöre eingespielt, dann findet der dritte Programmzuschauer das einfach ganz toll, so zu einem Kloster zu gehen.

Wenn man dann in eine Klosterkirche geht, kriegt man auch noch so ein Gefühl, als würde einem das Engelchen übers Herz pinkeln, so was Frommes und so. „In die Kirche gehe ich eigentlich immer. Ich gehe nicht mehr sonst so zum Gottesdienst. Ich bin auch nicht so gläubig, Bruder Paulus, aber in eine Kirche gehe ich immer im Urlaub.“

Die Sehnsucht, dass irgendwie es so bleibt, und dass auch in der Christenheit und in der Spiritualität das sehr tief verwurzelt ist.

Da hat der Heilige Benedikt mit seinem Orden ganze Leistung gebracht.

Ja, also ich war in Salzburg, da waren die Benediktiner ja viel früher, als überhaupt es ein Bistum gab. Also, die stehen einfach dafür. Toll, super. Es gäbe ja auch die Minderbrüder gar nicht ohne die Benediktiner.

Aber ich will es trotzdem einmal so ein bisschen einfach Ihnen mal so klarmachen, nicht:

Wenn Sie jetzt heute Abend von Ihrem Sohn gesagt kriegen: „Mama, ich habe eine neue Freundin, die trägt eine Burka“, dann liegen Sie wahrscheinlich noch heute Abend auf den Knien, warum der liebe Gott nicht dafür gesorgt hat, dass er so eine vernünftige Frau findet, die dafür sorgt, dass alles so irgendwie so bleibt, so aus der Nachbarschaft eine Tochter oder so irgendwie von einem Industriellen.

Gott ist dafür zuständig, dass wir so beten, dass es so bleibt. Und wenn wir ihm unsere Wünsche sagen, die vielleicht aus unserer Sicht neue Wünsche sind, sind es eigentlich keine neuen Wünsche, sondern sie kommen aus unserer Vergangenheit. Wir denken uns was aus, und da muss Gott dafür sorgen, dass es dann auch so wird.

Letztlich ist das auch ein Bleiben, ein ungehorsames Beten nenne ich das. Ein Beten, das dem lieben Gott vorschreiben will, wie es mit mir weitergehen soll.

So. Jetzt mache ich mal hier einen Schnitt, sonst rede ich noch viel länger über das Bleiben als über das Wandeln. Aber es ist ein bisschen wichtig, sich das klarzumachen und dass Sie sich das auch fragen – wir sind ja hier bei einer Fastenpredigt:

„Du Gott, bist du für mich derjenige, der dafür zu sorgen hat, dass alles so bleibt, wie es ist? Und sobald sich bei mir was ändert, fange ich an zu zweifeln?“

Nehmen Sie sich das mal als Frage mit.

So, ich komme aus dem franziskanischen Hause.

Im 13. Jahrhundert entsteht ein Mönchtum, das sich mit dem heiligen Franziskus von Assisi das Ambulante auf die Fahne geschrieben hat – das ambulante Mönchtum.

Dass die Größe Gottes jetzt nicht nur so ist – das ist die Botschaft dieser Minderbrüder gewesen – Größe Gottes wird jetzt nicht mehr nur dadurch erfahren, dass Gott dafür zuständig ist, dass ich etwas habe, etwas besitze, sicher bin – legitim, Misswünsche, gar keine Frage – sondern es entsteht eine Bewegung und Spiritualität, die sich auf die Suche danach macht, ob Gott nicht vielleicht auch zu finden wäre im Verlassen, im Loslassen, im Sich-Erniedrigen, ob Gottes Herrlichkeit vielleicht auch zu erfahren wäre, wenn mir alles genommen wird.

Und der Erste, der sich alles hat nehmen lassen, ist Gott selbst.

Darum spricht Christus bei seinem Eintritt in die Welt dieses Sich-selbst-Verlassen, dass Gott sich selber verlässt und den Sohn sendet in diese Welt.

Das hat den heiligen Franziskus von Assisi zur Explosion des Herzens gebracht. Wow.

Ein Gott, der so mächtig ist, dass er seine Allmächtigkeit im „Ich bin bei mir und groß und stark“ verlässt und die Ohnmacht wählt, das Loslassen und das Sich-Erniedrigen,

dass beim Eintritt in die Welt – das also beim neuen Schöpfungsakt – der, der Gott ist, wird nicht Gott in seinem Sohn Jesus Christus.

Wahrer Mensch und wahrer Gott, aber eben auch wahrer Mensch.

Das Tagesgebet heute hat uns das ins Ohr noch mal reingebetet, dass wir das ja nicht vergessen, dass dies das Bekenntnis ist, dass Gott sich selber loslässt, um zu sagen: Wahre Kreativität besteht im Loslassen, im Armwerden, im Wandel – und noch schlimmer: in der Passion. Wenn wir nämlich in unserem Leben merken, dass wir ja eigentlich gar nichts in der Hand haben – wir bestehen ja sozusagen aus lauter Loslassen – also zum Beispiel: Ich habe mich nicht geboren. Ich wurde geboren.

Also ich habe mich auch nicht selbst gezeugt. Ich wurde gezeugt. Es fängt schon mit einem Passiv an. Es fängt schon damit an, dass ich losgelassen wurde, mich nicht mal selber losgelassen habe.

Franziskus von Assisi empfängt seine Berufung in der Kapelle von San Damiano, vor dem Kreuz von San Damiano.

Und jetzt komme ich wieder auf den Aristoteles gleich zurück:

Dieses Kreuz von San Damiano wurde gemalt von syrischen geflüchteten Mönchen.

Im 13. Jahrhundert sind Mönche aus Syrien geflüchtet nach Italien, weil sie dort vertrieben wurden. Und diese orthodoxen Mönche haben sich oben neben Assisi in Umbrien auf den Bergen in Einsiedeleien versteckt. Man kann sich vorstellen, wie die Italiener damals gedacht haben über diese komischen Mönche.

Und die haben da in byzantinischer, orientalischer Kunst Kreuze angefertigt. Und dann ist bei den Benediktinern unten in der Damianokirche auch so ein Kreuz aufgetaucht.

Und vor diesem orientalischen Kreuz geht Franziskus auf, dass Gott in der Verwandlung wohnt, im Loslassen, in der Ohnmacht. Und da er sich selber gerade ohnmächtig fühlte und dachte: „Ich bin gottverlassen“, erfährt er in der Kirche von San Damiano:

„Hier ist ja alles gottvoll in meiner Armut. Hier ist ja alles gottvoll in meinem Wandel. Hier ist ja alles gottvoll in meinen Fragen, wo ich nicht weiß, wo es hingeht.“

Gott ist nicht ein Gott, der bei mir ist, wenn ich die Antwort gefunden habe, sondern wenn ich die Fragen stelle.

Oder um es mit den Philosophen zu sagen: Gott wohnt in denen, die zweifeln.

Die Zweifler sind jene, die die Wandlungspropheten unserer Zeit sind, die sich mit dem „Ich habe fertig“ – dem Trapattoni-mäßigen „Ich habe fertig“ – nichts anfangen können.

„Ich habe meinen Glauben“, sagen mir manche Leute. Ich sage: „Was haben Sie?“

Wie so ein Gürkenglas: „Ich habe meinen Glauben wie ein Glas Gurken.“

Den habe ich gar nicht. Ich habe ja auch nicht meine Ehe.

Oder hat jemand von Ihnen seine Ehefrau zum Besitz genommen? Das gab's auch mal. Da durfte sich schon gar nichts ändern. Übrigens: Bis heute müssen Bräute ja durch den Kirchgang nach vorne vom Vater geführt werden zu ihrem Bräutigam, weil es ja so schön ist.

Ich frage dann immer die Bräute: Ist das noch so, dass Ihr Vater Sie ausgesucht hat für den da vorne? Aber es ist eben so schön. Ja, das ist eben so schön, wenn sich nichts ändert und mal etwas so ist wie früher und etwas so richtig ist wie früher.

Diese Sehnsucht, dass sich nichts ändert, die ist so giftig, dass sie die Gespräche praktisch tötet. Ich kenne Männer und Frauen, deren Eltern schon wussten, was aus ihnen zu werden hat, was die zu werden haben. Die einen mussten studieren, obwohl sie kein Zeug dafür hatten, weil Papa gerne überall erzählen wollte: „Mein Sohn hat studiert.“

Ich kenne einen Jurastudenten, der das zweite Mal durchgefallen ist und mir bekannt hat: „Ich wollte nie Jura studieren, aber mein Vater wollte es so gerne.“ Weil der Vater wollte, dass alles so bleibt, wie es ist.

Liebe Schwestern und Brüder, die Stärke Gottes – die Stärke Gottes, die darin besteht, wenn wir schwach sind, uns nicht zu verlassen, sondern uns da, wo wir anfangen, wirklich Fragen zu haben, dass er dort unser Gott sein will – das ist die Stärke, die ich zumindest mal als Glaubender in mir trage.

Ich weiß nicht, wohin es mit den Kapuzinern gehen wird in Deutschland. Ich weiß es wirklich nicht.

Ich werde dann gefragt: „Und wie geht's denn mit der Kirche weiter?“ Weiß ich doch nicht.

„Und wie geht's mit dem Staat weiter?“ Ja – weiß ich auch nicht.

Und jetzt ist die Frage, ob ich aus diesem Nichtwissen und Zweifeln und Suchen, ob ich daraus etwas Produktives schaffen kann, ob ich mitten im Wandel und in den Fragen, die sich mir stellen, ob ich darin eine Hoffnung trage. Denn die Kraft der Wandlung ist die Hoffnung und nicht der Optimismus.

Optimismus weiß schon, was draus werden muss – das klappt sowieso nicht. Die Hoffnung ist die Kraft, mitten im Wandel daran festzuhalten, dass darin eine Kreativität am Werk ist, die mich mit einbezieht, aber ich weiß noch nicht, wohin es führt.

Warum bin ich heute Abend zu Ihnen gekommen? Ja, ich predige gerne, stimmt schon.

Mauritius weiß das: Womit man mich locken kann – so eine altmodische Benediktinerabtei, da kannst du mal drin predigen – ich so: Ich bin genauso irgendwie auch so ein... „ist so schön, wenn es so ist wie früher“, bin ich genauso auch so ein bisschen versuchbar.

Aber ich komme nach hierhin, um mit Ihnen gemeinsam einen Moment zu reflektieren, dass da, wo alles im Wandel ist, dass da Gott anfängt, mit uns besonders lebendig zu arbeiten.

Eine Soziologin aus Wien hat angesichts der wissenschaftlichen Untersuchungen, was alles da so im Werden ist und Wandel ist, gesagt, dass Krisenzeiten – die übrigens immer waren, glauben Sie bloß nicht, dass wir heute in einer besonders schlimmen Krise wären, das ist alles ein Gequatsche der Bild-Zeitung oder sonstiger Medien, die irgendwelche Nachrichten loswerden wollen – also Krisen, die hat es schon ganz anders gegeben – dass Krisenzeiten hoffnungsproduktive Zeiten sind.

Da kommt die Hoffnung zutage.

Denn wenn ich nicht mehr weiß, wie es weitergeht, dann muss ich nämlich etwas tun, was der, der alles hat, nicht tun muss:

Er muss nämlich fragen – seinen Nachbarn, die anderen.

Bis hin, dass Leute mir sagen, so in Brandenburg, wenn da in einem Dorf drei Evangelische und vier Katholische und noch zwei Muslime sind, die den Teppich ausrollen:

„Wollen wir sieben uns mal nicht zusammentun und uns fragen, wohin Gott uns führt?“

Wenn hier sonst keiner glaubt, wollen wir uns nicht mal auf den Weg machen und überlegen, wie das gehen kann?“

Und plötzlich merkt man, dass die Unterschiede, die wir uns dann machen, wenn die Keller voll sind – als hätten wir nichts Besseres zu tun, in unserem Gesättigtsein mal eben so ein paar Grenzen aufzubauen und zu sagen: „Ich bin aber besser fett, als du fett bist“ – dass dann, wenn wir anfangen, mager zu werden, dass wir dann plötzlich anfangen, eigene Qualitäten zu entdecken:

„Ich brauche dich mal. Kannst du mal bitte? Könntest du mal? Wäre es vielleicht möglich?“

Mitten im Wandel entsteht plötzlich eine neue Affinität und eine neue Kraft des Fragens – und sich dafür nicht schämen müssen.

Des Zweifels – und sich dafür nicht schämen müssen.

Die ganzen Social-Media-Accounts sind eigentlich alles Accounts, die Leuten vor Augen führen: Man müsste nur ein bisschen was machen, und dann wäre alles so wieder wie früher.

Dann wäre man auch wieder erfolgreich und auch wieder lustig, und dann ginge alles wieder lustig weiter.

Stimmt ja gar nicht.

Nein – unser Leben ist eine Passion. Leidenschaftlich, voller Liebe – aber nie ohne Kreuz und Auseinandersetzung.

Und wir Christen – wir werden nicht müde, also ich zumindest werde nicht müde – ich lade Sie ein, auch so wach zu werden und zu sagen:

Da, wo irgendwelche Leute Ende sehen, wo irgendwelche Leute von Ende reden – da steht für mich Auferstehung drauf.

Wo irgendwo von Ende die Rede ist – da steht für mich Auferstehung drauf.

Darum war ich gerne Hospizhelfer, bin gerne Palliativbegleiter, Notfallseelsorger, überhaupt Seelsorger, bin gerne Mensch, weil ich weiß: Es ist da besonders stark spürbar, wenn eine Veränderung dazu verleitet, sich auf die Hoffnung zu verlassen und nicht auf das, was man hat oder hatte oder zu haben meint.

Und hier, liebe Schwestern und Brüder, lade ich Sie ein, dass Sie vorösterlich sich mal über die Qualität Ihrer Gespräche Gedanken machen, die Sie mit anderen führen. Und als Bettelmönch empfehle ich den Brüdern Benediktinern – ich meine, das fällt mir sehr schwer, denen etwas zu empfehlen, aber mache ich jetzt einfach mal – aber Ihnen tue ich das leichter: Nein natürlich nicht. Dass wir uns noch einmal fragen:

Welchen Raum haben unter uns die Fragen?

Welchen Raum hat im Gespräch mit Ihrer Schwiegertochter – Entschuldigung, wenn ich jetzt so ein bisschen ..., aber Sie wissen, was ich meine – haben Sie Ihre Schwiegertochter schon einmal wirklich gefragt, warum die den Apfelkuchen ohne Streusel backt und nicht so wie immer? Und warum Ihr Sohn schon drei Monate nach der Hochzeit zu Ihnen sagt: „Mama und Papa, wir möchten nicht, dass ihr an Weihnachten uns besucht, und wir kommen euch auch nicht besuchen. Wir kommen zu Neujahr.“ Statt sich darüber aufzuregen und ihn zu enterben und was weiß ich, was Leuten alles einfällt, die beim „es muss alles so bleiben wie immer“ – Gott zu Hause sind, die anfangen zu sagen: Wo Wandel sich anbahnt, auch ein ungefragter Wandel, da will ich etwas einüben, was der heilige Benedikt, natürlich liebe ich ihn – in seiner

Regel als Erstes schreibt:

„Höre, mein Sohn, und neige das Ohr deines Herzens.“

Aber wohin?

Nicht zu Antworten.

Neige das Ohr deines Herzens zu den Fragen, die im Raum sind, und versuche in diesen Fragen deine eigenen Fragen zu entdecken und sie nicht mit vorschnellen Antworten zu überdecken.

Eine Kirche der Fragenden – das ist für mich eine hoffnungsschwangere Kirche.

Und darum ist Maria auch so meine Lieblingspatronin: „Ja, wie soll das eigentlich geschehen?“

Ja. Wie soll das eigentlich geschehen?

Nicht so mit dem Verein, und keine Priester mehr, und wie soll das alles...

Ich sehe alle Christen mit so einem langen Gesicht durch die Gegend laufen. Da denke ich: Ja, wie soll das geschehen?

„Heiliger Geist wird über euch kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten, und das, was du da zur Welt bringst, das wird einen rettenden Charakter haben. Das wird die Menschen voranbringen.“

Liebe Schwestern und Brüder, mitten im Wandel nicht darüber zu weinen, dass einen ein Gott verlassen hat, von dem man dachte, das sei ein Gott, der dafür zuständig ist, dass alles so bleibt, wie es ist, mitten im Wandel sich zu bekehren zu einem Gott, der beim Eintritt in die Welt spricht:

„Ich bin gekommen, um deinen Willen zu tun. Ich bin gekommen, um mich hinzugeben.“

Wir seien, so sagt der Autor des Hebräerbriefes, geheiligt in der Hingabe Jesu Christi.

Das ist auch so eine Formel, wo man denkt: Ja, so what? Was heißt das?

Wir sind geheiligt dadurch, dass einer für uns es schon gewagt hat, sich loszulassen und den totalen Wandel gewagt hat.

Und dies ist der Mutterkirche so etwas von wichtig, dass sie das, was da jeden Tag passiert, „Wandlung“ nennt.

Und sie behauptet, dass, wenn da etwas zerbricht, dass in diesem Zerbrechen Gott gegenwärtig sei.

Und so lade ich Sie ein – und lade euch ein, liebe Brüder – dass wir jetzt vor Ostern, wo wir in diese große Zerbrechenwoche hineingehen, in die Wandlungswoche par excellence, in die

Feier von Tod und Auferstehung Jesu Christi, dass wir da mit ganz großen Ohren und Herzen hineingehen und dann sagen:

„Herr, du darfst diesen Tod und deine Auferstehung in mir immer neu vollziehen. Tu an mir, wie du willst.“

Und alles, was ich erlebe in meinem Leben, will ich begreifen als den Vollzug deines Todes und deiner Auferstehung, deiner großen Verwandlung in meiner Existenz.

Ich bin gekommen, deinen Willen zu tun.

Mach in mir und der ganzen Kirche und schließlich in der ganzen Welt es möglich, dass wir nicht auf das Behaltenwollen und Bleiben und Sitzenbleiben setzen, sondern wenn Bewegung ins Spiel kommt, dass wir hellhörig werden wie Maria und dann vielleicht hören in den schwierigsten Fragen – und da vielleicht, wo vielleicht der letzte Atemzug ist für eine Tradition oder für irgendwas.

Du bist voll der Gnade.

Wechselnde Pfade, Schatten und Licht – alles ist Gnade.

Fürchte dich nicht.

Ein altes Wort, das zusagt: Da, wo Wandel ist, ist Gott nicht fern.

Und das finde ich super stark.

Amen.



Mittwoch
01. April 2026

Eva Maria Welskop-Deffaa
Präsidentin Caritas Deutschland

Barak.

Meine lieben Schwestern und Brüder,

Barak zog mit 10.000 Männern hinauf zum Berge Tabor, und Debora ging mit ihm. So endet der Text der heutigen Lesung.

Barak, der Feldherr, ist bei seiner Bitte geblieben, die Richterin Debora möge ihn begleiten. Und Debora erfüllt sie, nachdem sie klargemacht hat, dass sich damit die Spielregeln von Ruhm und Anerkennung drastisch verändern.

Die Lesung endet hier mitten im Prolog der Befreiungsgeschichte Israels nach 20-jähriger Unterdrückung. Noch wissen wir als Zuhörende nicht, ob das Wagnis gut ausgeht. War es klug, dass Barak Deboras Prophezeiung Glauben schenkt? Und war es eine gute Idee, sich mit ihr gemeinsam auf den Weg zu machen?

Das glückliche Ende – Siseras Kampfwagen werden besiegt, der Heerführer der Kanaaniter findet den Tod, Israel ist befreit. Der 20-jährigen Unterdrückung folgen 40 Jahre des Friedens und der Ruhe. Debora und Barak besingen ihren glücklichen Erfolg und danken Gott. All das ist in der vorösterlichen Fastenlesung noch nicht erzählt, aber die Neugierde ist geweckt, mindestens bei mir.

Die Geschichte Gottes mit seinem Volk – die möchte ich genauer verstehen. Wem hat Gott welche Rolle zugeordnet? Worin liegt das Geheimnis des Aufbruchs? Und was sagen uns Barak und Debora in unserer heutigen Zeit?

Früher, als unsere Kinder noch im Studium waren und wir gelegentlich gemeinsame Kinobesuche planten, gab es meistens einen inzwischen geflügelten Kommentar zu meinen Programmvorschlägen: „Bestimmt wieder ein Problemfilm mit einer starken Frau.“

Für den heutigen Lesungstext ist diese Klassifizierung auf Anhieb nicht abwegig. Debora aus dem Buch Richter ist eine starke Frau. Und es geht ganz augenscheinlich um eine

Problemgeschichte. Das Volk Israel hat sich in vielerlei Hinsicht in Schwierigkeiten manövriert.

Die Israeliten – so heißt es am Anfang des vierten Kapitels – Die Israeliten taten wieder vieles, was dem Herrn missfiel. Wieder. Das ganze Buch der Richter handelt von Niedergang und Verfall, von einer Zeit, in der Israel sich immer wieder neu in Probleme bringt. Die Geschichte reicht vom Tod Josuas bis zur Zeit der ersten Könige – ein Zeitraum von ca. 400 Jahren. Und insgesamt werden sieben Zyklen von Niedergang und Erweckung erzählt.

„Sie gehorchten“, so heißt es bei Richter 2, „sie gehorchten ihren Richtern nicht, sondern wurden dem Herrn untreu und beteten fremde Götter an. Sobald aber der Richter gestorben war, trieben sie es noch schlimmer als ihre Väter, liefen fremden Göttern nach und beteten sie an. Sie ließen nicht von ihrem bösen Treiben ab und änderten ihr trotziges Wesen nicht.“

Damit spielt die Debora-Geschichte in einem Kontext, der – mindestens gefühlt – der politischen und gesellschaftlichen Lage heute durchaus verwandt ist. Auch wir leben in einer Zeit, in der Probleme und Krisen einander in dichter Reihung folgen: Pandemien und Finanzkrisen, Kriege und Klimakatastrophen. Und die Menschen treiben es immer schlimmer. Sie lernen aus den Katastrophen kaum und ändern ihr trotziges Wesen nicht.

Kluge Ratgeber, auf Ausgleich und Menschenrechte bedachte Richter, finden nur begrenzt Gehör. Regeln der Vernunft und der Verantwortung, der Versöhnung und Vorausschau finden, so scheint es, immer schwerer Beachtung.

In der Formulierung der Laacher Fastenpredigtreihe stellt sich uns im Angesicht dieser Gegenwart die Frage: Was können wir tun, um unsere Gesellschaft in krisenhafter Zeit nachhaltig und positiv zu prägen? Ja, können wir überhaupt etwas tun?

Allzu leicht überwältigt uns das Gefühl der Ohnmacht, das im Angesicht von Krisen und Kriegen immer mehr Menschen beschleicht. Können wir den Teufelskreisen von Unvernunft und Unterdrückung tatsächlich etwas entgegensetzen und dem Wirken Gottes an unserer Seite etwas zutrauen?

Die Debora-Geschichte spricht uns in dieser Situation mutmachend an und nimmt unsere Ohnmachtsgefühle zum Ausgangspunkt der Erzählung. Die Lesung des heutigen Tages ist bei genauerem Hinsehen nämlich nicht zuerst eine Problemgeschichte mit einer starken Frau, sondern sie ist, so meine ich, zuallererst eine Geschichte von Ohnmacht und Hilflosigkeit. Sie ist die Geschichte Baraks.

An ihn war der Ruf Gottes, sich gegen die Unterdrückung durch die Kanaaniter zu Wehr zu setzen, ursprünglich gerichtet. Aber Barak hat sich ihm schlicht verweigert, hat Augen und Ohren verschlossen, denn er könne ja schlechterdings nicht gemeint sein.

Barak ist unsere erste Identifikationsfigur. Er steht für all die vielen Tage, an denen wir nicht glauben wollen, dass die Aufforderung zu handeln uns selber gilt. Sind wir nicht zu klein, zu unbedeutend, zu schwach? Ist es nicht einfacher, wegzuhören und wegzuschauen?

Wo sich die Trumps und Putins dieser Welt in Großmannssucht und Skrupellosigkeit

überbieten, ist für uns „kleine Baraks“ nichts auszurichten. Die Welt ist viel zu komplex, als dass es auf unser Engagement ankommen könnte.

An dieser Stelle kommt Debora ins Spiel. Wir lernen eine Frau kennen, die offenkundig in verschiedener Hinsicht einen Unterschied macht: Debora – eine Frau, eine Prophetin, die Frau des Lappidot. Sie war in jener Zeit Richterin für Israel.

Debora, die unter der Debora-Palme zwischen Rama und Bethel Recht spricht. Sie ruft Barak zu sich und erinnert ihn mit Nachdruck an den Auftrag Gottes, den er zuvor womöglich schon mehrfach schlicht überhört hat: „Hast du den Befehl des Herrn nicht gehört? Befiehlt er dir nicht, dass du zum Berg Tabor ziehen sollst? Musst du dir das von mir noch einmal sagen lassen?“ So spricht Debora mit dem Sohn Abinoams.

Aber wird nun aus einer Ohnmachts- und Versteckspielgeschichte Baraks das, was meine Kinder eine Problemgeschichte mit einer starken Frau nennen?

Mir scheint, diese Einordnung würde zu kurz springen. Es lohnt sich, auf beide – auf Barak und Debora – genauer zu schauen, um zu verstehen, wie sie in der Geschichte mit Gott zusammenwirken. Nur so lassen sich aus der biblischen Geschichte Hinweise darauf erhalten, was wir heute tun können, um unsere Gesellschaft in krisenhafter Zeit nachhaltig und positiv zu prägen.

Beginnen wir bei Debora. Sie ist Richterin und übt ihr Richteramt unter der nach ihr benannten Palme aus. Sie hält dort Gericht, und die Israeliten kommen mit ihren Streitfällen zu ihr: der Ehebruch, der Diebstahl einer Ziege, der Erbschaftsstreit oder die Missachtung der Sabbatruhe. Das alles wird ihr vorgetragen, und sie muss Kompromisse finden, Recht sprechen, Strafen bemessen.

Ich stelle mir vor, wie die Richtersprüche Deboras anerkannt wurden – in einer von Unterdrückung und Gewalt geprägten Umgebung. Für Recht und Ordnung in solch einer Zeit zu sorgen, ist keine Aufgabe, die Härte erfordert, wohl aber Konsequenz. Es ist kein leichtes Spiel, denn leicht kann der Funke äußerer Gewalt überspringen. Dort, wo Geschlossenheit und Verteidigungsbereitschaft gegen den äußeren Feind notwendig wären, richtet sich Aggression leicht gegen den eigenen Bruder und Nachbarn, wenn niemand da ist, der vermittelt.

Eine kluge Richterin, die Streit schlichten und gerechte Strafen verhängen kann, die von allen akzeptiert werden, ist ein Glücksfall in einer Zeit, in der schon 20 Jahre lang der äußere Aggressor sein Spiel spielt.

Schauen wir in die Ukraine: Vier Jahre sind inzwischen vergangen, seit Russland sein Nachbarland überfallen hat. Eine Ewigkeit, so will es uns scheinen. Aber fünfmal vier Jahre waren die Israeliten in der Macht der Kanaaniter – 20 Jahre lang unterdrückte Kanaan das Nachbarvolk.

Debora hat sich als Richterin in dieser Zeit einen Ruf erworben, der offenkundig ihre Berufung zur Prophetin stützt. Barak folgt ihrer Einladung, zur Debora-Palme zu kommen, ohne Zögern, und den Auftrag Gottes, den Debora übermittelt, nimmt er fraglos an: Mit 10.000 Mann soll Barak zum Berg Tabor aufbrechen. Dort werde er den Feldherrn Sisera in einer Falle

überwältigen können.

Barak fragt nicht: Wo sollen die 10.000 Mann herkommen? Wie sollen wir sie bewaffnen? Wie soll es uns dort gelingen, gegen die hochgerüstete Armee der Kanaaniter zu siegen? All diese berechtigten Fragen stellt Barak nicht.

Man stelle sich vor, die NATO würde eine ähnliche Einladung erhalten.

Stattdessen richtet Barak eine Bitte an Debora – oder stellt eine Bedingung, man weiß es nicht so genau: „Wenn du mitgehst, werde ich gehen.“ Was für eine abwegige Idee.

Frauen haben zur Zeit des Alten Testaments auf dem Schlachtfeld nichts zu suchen. Kriege kennen Frauen, damals exklusiv – und noch viel zu oft – als Prostituierte und als Opfer sexualisierter Gewalt. Das Debora-Lied macht diese gesellschaftliche Normalität im Buch der Richter sogar explizit: Nämlich als Siseras Mutter nach der Schlacht am Berg Tabor auf ihren Sohn wartet, da trösten sie die Fürstinnen, indem sie sagen, die Soldaten werden wohl noch plündern und die Beute verteilen – „für jeden Mann eine Frau oder zwei“.

Diese breit akzeptierte Geschlechternormalität seiner Zeit spielt für Barak offenbar keine Rolle. Stattdessen sieht er die unbedingte Notwendigkeit, sich auf Deboras Autorität, auf ihre Klugheit in möglichen drohenden Konfliktsituationen stützen zu können. Ohne eine erfahrene Streitschlichterin wird er die 10.000 nicht an den Rand eines Schlachtfeldes führen. Wer weiß, ob sie sich nicht schon vor dem Eintreffen Siseras untereinander zerstritten hätten.

„Wenn du mitgehst, werde ich gehen. Wenn du aber nicht mit mir gehst, werde ich nicht gehen.“ Das ist Baraks apodiktische Formulierung. Es ist mehr als eine Bitte.

Und Barak lässt sich von Deboras folgendem Hinweis weder umstimmen noch abschrecken: „Ja, ich werde mitgehen, aber der Ruhm wird auf dem Weg, den du gehen wirst, dann nicht dir zuteil, sondern in die Hand einer Frau wird der Herr Sisera ausliefern.“

Und hier beginnt das Heldentum Baraks. Er zieht nicht in den Kampf, um selbst einen Lorbeer zu ernten. Es geht ihm einzig und allein darum, sein Volk erfolgreich aus der Unterdrückung zu befreien.

Wenige Männer sind so wenig testosterongetrieben, dass sie ein riskantes Abenteuer beginnen, ohne am Ende den Preis für den Erfolg höchstpersönlich entgegennehmen zu können. Wie abschreckend klänge für die meisten Deboras Prophezeiung: „Der Herr wird Sisera einer Frau ausliefern. Du wirst keinen Ruhm davontragen.“

Debora kennt – so scheint es – ihre Pappenheimer. Aus zahllosen Gerichtsverhandlungen weiß sie um die Eitelkeiten der Männer und den Neid. Sie kennt die Ruhmsucht und die Prahlerei. Vergleiche lassen sich dann schwer finden, weil unter eitlen Gockeln Gesichtswahrung und Zugeständnisse kaum möglich sind.

Sie will, bevor sie mitgeht, deutlich machen, auf welche Form der Zusammenarbeit sie beide sich einlassen müssen, damit sie erfolgreich sein können. Sie hält Barak den Spiegel vor – und

Barak bleibt bei seiner Haltung: Debora soll mitkommen.

Also geht Debora mit Barak nach Kedesch, und sie gibt dort das entscheidende Signal zum Start des Angriffs. Israel ist erfolgreich, und es erfüllt sich, was Debora zu Siseras Tod vorhergesagt hat: Gott liefert den Feldhauptmann einer Frau aus. Jaël, eine Nomadin, tötet ihn in ihrem Zelt. Als Barak, der ihn verfolgt, dort ankommt, ist Sisera bereits im Schlaf mit einem Zeltpflock erschlagen – tot.

Damit der Tod des Gegners nicht den Hochmut des Anführers anstachelt, der seinerseits den Keim eines neuen Krieges schon in sich tragen würde, erfüllt sich die Vorhersage Deboras.

„So gehen all deine Feinde zugrunde, o Herr“, endet das Debora-Lied. „Doch die, die dich lieben, sind wie die Sonne, wenn sie aufgeht in ihrer Kraft.“ Dann hatte das Land 40 Jahre lang Ruhe – 40 Jahre Frieden, eine wahrhaft biblisch lange Zeit.

Die Geschichte von Debora, Barak und Jaël ist eine Geschichte gezielter Verteidigungsbereitschaft. Sie lässt mich nicht kalt in unserer Zeit voller Kriege und sinnloser Gewalt.

Wo sind die Deboras, die Trump Halt gebieten, und Netanjahu, wenn beide Iran ohne Ziel und Plan bombardieren? Wo ist die Jaël zu finden, die im rechten Moment der Erschöpfung hilft, den Tyrannen aus dem Weg zu räumen?

Gewalt kann man vielleicht nie mit Gewalt überwinden – aber vielleicht auch nicht immer ohne Gewalt. So heißt es in einem Gedicht von Erich Fried, das Silvia Schroer in ihrer Reflexion über Jaël zitiert.

Frieden lässt sich gegen gewaltbereite Diktatoren nicht ohne jede Gewalt erringen. Aber Gewalt lässt sich begrenzen, wenn der Kriegsgewinnlurei kein Spielraum gelassen wird, wenn persönliche Macht- und Geldgier im Kriegsgeschehen keine Rolle spielen dürfen, wenn die Kriegsführung von denen mitverantwortet und begleitet wird, die auch im zivilen Leben wissen, wie Ausgleich und Kompromiss möglich sind.

Wie aus dem Kugelhagel und Pulverdampf taucht am Ende des Debora-Liedes, das Debora und Barak gemeinsam singen, die Schlusszeile auf: „Doch wer dich liebt, der ist wie der Aufgang der Sonne.“

Die Geschichte der ersten Prophetin des ersten Testaments endet mit einem Liebesversprechen. Vielleicht ist es dieser Schluss, der die Debora-Geschichte so hoffnungsvoll vorösterlich erscheinen lässt – in einer Zeit, in der die Kriege immer näher rücken, in der immer mehr Autokraten das Recht des Stärkeren für sich reklamieren und Kriege ohne Rücksicht auf Kosten führen, solange die Kriegsgewinnler Erträge nur auf ihre eigene Rechnung einzahlen.

Leo XIV. hat sein erstes apostolisches Schreiben im letzten Jahr der Liebe gewidmet. Die Welt braucht eine Kirche, die der Liebe keine Grenzen setzt, so endet sein Schreiben. Und er betont, dass diese Gottesliebe prophetisch ist, dass sie Grenzen überwindet und Wunder wirkt, wenn sie als Nächstenliebe erfahrbar wird.

Liebe der Tat ist Liebe der Befreiung und des Teilens – wenn wir nicht engherzig zwischen denen unterscheiden, die unsere Hilfe „wirklich“ brauchen, und denen, die sich selbst helfen sollten. Wenn wir nicht glauben, zuerst müsse jeder für sich selbst gesorgt haben, bevor wir uns gemeinsam auf den Weg machen, dann hat Frieden eine Chance.

Die Bibel kennt Angst und Hasenfüßigkeit – und sie kennt die Geschichten, in denen die Helden ihre Angst und Hasenfüßigkeit überwinden. Auch in den Texten der Kar- und Osterliturgie. Debora und Barak singen gemeinsam von ihrer mutmachenden Erfahrung, wie sich Ohnmacht überwinden lässt.

Mir scheint, auch das ist eine Botschaft der Debora-Geschichte: Es ist wichtig, das Gute zu erzählen. Wo wir verstummen und die Widerstandserinnerung gegen Tyrannei austrocknen lassen, wird es schwerer, der Ohnmacht ihre Macht zu nehmen.

Das erzählt das Lied der Debora und es ist die Botschaft des Buches „Gegen die Ohnmacht“, das Luisa Neubauer zusammen mit ihrer Oma geschrieben hat: Ohnmacht und Gleichgültigkeit sind die wohl größten Gefahren für eine bessere Zukunft. Mit ihnen trocknen die Quellen der Hoffnung aus.

Dabei unterscheidet Neubauer bequeme und unbequeme Hoffnung. Die bequeme Hoffnung soll das Versprechen der Welt an uns sein, dass es einmal besser wird. Die unbequeme Hoffnung hingegen ist ein Versprechen von uns an die Welt – unser Versprechen, nach Möglichkeiten für ein besseres Morgen zu suchen. Sie kommt selten allein.

Die liedgewordene Erinnerung von Debora und Barak ist Quelle solch unbequemer Hoffnung. Ohne unser aktives Zutun wird die Welt nicht besser – egal, ob in großen oder kleinen Fragen. Es geht nur aufwärts, wenn wir immer wieder neu entschlossen nach Möglichkeiten für ein besseres Morgen suchen. Und das gelingt selten allein. Es gelingt im Miteinander und Füreinander.

Wie in Luisa Neubauers Büchern ist auch die Debora-Geschichte eine Generationengeschichte: Debora, die erfahrene ältere Richterin; Barak, der Feldherr in den besten Jahren; und Jaël, die junge Mutter. Ihnen gelingt es gemeinsam, die Unterdrückung zu beenden.

Ihr gemeinsames Tun steht am Beginn einer 40-jährigen Friedensphase. In unsere Caritas-Jahreskampagne 2026 hinein – sie ist dem Thema Generationenbeziehungen gewidmet – in diese Jahreskampagne hinein, ist die Debora-Geschichte für mich eine Geschichte gelingender Generationenbeziehungen.

„Wenn du mitgehst, werde ich gehen. Wenn du aber nicht mit mir gehst, werde ich nicht gehen.“

Alte und Junge können und müssen sich miteinander auf den Weg machen. Und wir Alten dürfen nicht erwarten, dass die einen sich von den anderen schicken lassen. Nur wenn wir unsere unterschiedlichen Erfahrungen mitnehmen auf einen gemeinsamen Weg – auf dem sie daraufhin geprüft werden, wo sie passen und tragen –, dann werden Junge und Alte gemeinsam eine gute Zukunft gestalten.

